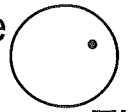


Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

TOP 27

## TOP 27

Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.  
www.volkskunde-sh.de

14. Jahrgang

Juni 2004

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (in allen Formaten) bitte an:

Dr. Nils Hansen, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-3179 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hansen@volkskunde.uni-kiel.de

---

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2004**

---

**Titelbild:** Ausschnitt aus dem Plakat zur Ausstellung „Typisch Bauer!?“ in der Neuen Holländerei am Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftsmuseum in Meldorf

TOP 27/2004

**Herausgeberin:** Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

**Redaktion für dieses Heft:** Renko Buß M. A., Dr. Nils Hansen, Dr. Nina Hennig

**EDV-Layout:** Katja Nawroth

**Geschäftsstelle der GVSH:** Dr. Nina Hennig, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-2966 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hennig@volkskunde.uni-kiel.de

**Bankverbindung der GVSH:** Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg

**Konto Nr.:** 13 796 (BLZ: 214 500 00)

© 2004 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

## Inhaltsverzeichnis

### Aufsatz

*Sabine Hirschbiegel*, Schulwandbilder in Schleswig-Holstein in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts\* ..... 4

### Berichte und Mitteilungen

*Lütger Landwehr/Frauuke Rehder*, Projekt DigiCult Museen S-H - von der Karteikarte zu digitalen Kulturlandschaften ..... 16

*Katja Nawroth, Sandra Scherreiks, Melanie Zühlke*, Wie wird man Freiberufler? ..... 21

*Anne Peper*, Typisch Bauer!?! - Selbst- und Fremdbilder von der Landwirtschaft in Schleswig-Holstein. Ein Bericht zur Ausstellung in der Meldorfer „Holländerei“ aus studentischer Sicht ..... 29

*Marta Sakmirda*, Kindheitsmuseum in Schönberg: Zeit für ein Restimee ..... 33

*Brigitta Schmidt-Lauber*, Ort. Arbeit. Körper. Zur Ethnografie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 5. bis 8. Oktober 2003 ..... 39

*Thomas Winkelmann*, Abrechnung für das Geschäftsjahr 2003 ..... 56

**Buchbesprechungen** ..... 57

## Schulwandbilder in Schleswig-Holstein in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts\*

Sabine Hirschbiegel

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre waren Schulwandbilder ein Medium, das theoretisches Wissen visualisieren und helfen sollte, den Schulunterricht anschaulicher zu gestalten. Die Bilder waren auf Grund ihres großen Formates (ca. 65 x 95 cm), ihrer Farbigkeit und der lebendigen, inhaltsreichen und mitunter lustigen Darstellungen zu einer Zeit, in der die Menschen kaum von Bildern umgeben waren, zu der es weder Film und Photographien, Fernsehen noch Computer und Internet gegeben hat, sehr beliebt<sup>1</sup>. Häufig wurden die Bilder über lange Zeit im Unterricht verwendet oder dienten über Jahre als Wandschmuck<sup>2</sup>, weshalb sie den Menschen als etwas Außergewöhnliches besonders gut im Gedächtnis haften blieben<sup>3</sup>.

Der Pädagoge Johannes Erler schilderte 1911 die Wirkung von historischen Schulwandbildern auf den Betrachter: „Sie sagen dem Lehrer und sagen dem Schüler, was Worte im ersten Augenblick nicht zu sagen vermögen; sie erzeugen ein seelisches Zittern und Zagen, bewirken gefühlsmäßige Erregung und eine Hingabe des Gemüthes, schaffen eine Gefühlslage, aus der heraus das Alte, die Vorstellungsmassen und Erinnerungsbilder in neue leuchtende, begeisternde Farben getaucht werden, führen uns auf den Höhe- oder an den Wendepunkt eines Großen in der Geschichte und lassen ahnen, was seine Seele bewegt“<sup>4</sup>.

\* Vortrag der Verfasserin anlässlich der Ausstellungseröffnung „Fremde Welten im Klassenzimmer“ am 18. Mai 2003 in Schönberg. Die Ausstellung (18. Mai – 24. August 2003) entstand in Zusammenarbeit mit dem Dorfmuseum Schönwalde. Dort liegen an die 600 Schulwandbilder vor.

1 Vgl. Schule zwischen ... 1987, S. 20 und Hansen 1990, S. 104.

2 Vgl. Müller 1988, S. 24.

3 Eine von Hubertus Hiller in Schönwalde in den 1990er Jahren durchgeführte Befragung von rund 100 älteren Menschen hat ergeben, dass die Schulwandbilder, die diese während ihrer Schulzeit betrachtet haben, einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben, wie Hubertus Hiller anmerkt: „Selbst nach vielen Jahrzehnten konnte ein großer Teil der Befragten noch sehr genau abweichende Details der in ihrer Schulzeit genutzten Wandbilder beschreiben“. Hiller 2001, S. 86. Vgl. auch Müller 1984, S. 32 und Müller 1988, S. 23-25.

4 Erler 1911, S. 221.

Intensiv war demnach der Einfluss, den Schulwandbilder auf die „Entstehung der Vorstellungswelt, die Weltanschauung, Wissensbestände, Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster und den Kunstgeschmack ganzer Schülergenerationen“<sup>5</sup> genommen haben. Stellt sich also die Frage, was über die Wissensvermittlung hinaus mit dem Einsatz von Schulwandbildern beabsichtigt war. In welchem Maß wurde Kindern eine Teilhabe an Kultur zugestanden?<sup>6</sup>

Zunächst soll als Grundlage für den möglichen Einsatz von Schulwandbildern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entwicklung der Schulverhältnisse in Schleswig-Holstein im 19. Jahrhundert betrachtet werden. Im Jahr 1814 wurde die allgemeine Schulpflicht in Schleswig-Holstein eingeführt. Als oberstes Ziel der Schulen galt die Erziehung zu „rechtschaffenen und nützlichen Unterthanen“<sup>7</sup>, die die Bildung erhalten sollten, die sie „ihrem künftigen Beruf gemäß [...]“ bedurften, „[...] um in der Stadt oder auf dem Lande der bürgerlichen Gesellschaft nützlich zu werden“<sup>8</sup>.

Die schulische Ausbildung der Kinder und Jugendlichen im ländlichen Schleswig-Holstein war jedoch bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts sehr unzureichend. Die Berichte der Schulrevisoren, die die Aufsichtsbehörden über den Stand des Schulwesens informieren sollten, waren „[...] voller Klagen über die didaktische Unfähigkeit vieler Lehrer, die schlechte Ausstattung mit Unterrichtsmaterial und die geringen Kenntnisse der Kinder“<sup>9</sup>. Der weitaus größte Teil der schleswig-holsteinischen Landschulen war noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts einzügig. Von 1672 Landschulen in Schleswig-Holstein waren im Jahr 1882 1060 Schulen einklassig, 502 zweiklassig und 106 mehrklassig<sup>10</sup>. Die Zahl der Schüler belief sich im Durchschnitt auf 80 Schüler pro Klasse, die von einem Lehrer unterrichtet wurden, aber auch Klassen von 100 bis 150 Schülern kamen vor<sup>11</sup>.

Um dem desolaten Zustand der Schulausbildung nicht nur in Schleswig-Holstein entgegenzutreten, wurden Mitte des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reich Versuche seitens der Pädagogen unternommen, unter anderem durch den Einsatz neuer Unterrichtsmaterialien Abhilfe zu schaffen. Dabei beriefen sie sich auf Pestalozzi, der die Anschauung als das „absolute Fundament aller Erkenntnis“<sup>12</sup> betrach-

5 Müller 1988, S. 25. Vgl. auch Müller 1984, S. 30

6 Vgl. Hansen 1990, S. 103.

7 Allgemeine Schulordnung von 1814, S. 144.

8 Allgemeine Schulordnung von 1814, § 1, S. 144.

9 Hansen 1993, S. 15.

10 Vgl. Kuntze 1882, S. 239.

11 Vgl. Hansen/Tillmann 1990, S. 116.

12 Müller 1984, S. 31.

tete, und forderten Bilder, die im Schulzimmer aufgehängt werden konnten, für den Einsatz im Unterricht<sup>13</sup>. Erste Ansätze zu einem solchen Schritt waren bereits 1838 von dem Magdeburger Seminardirektor Carl Christoph Gottlieb Zerrenner unternommen worden, der die ersten großformatigen Anschauungsbilder anfertigen ließ<sup>14</sup>. Unterstützt wurden diese Bemühungen durch das Aufkommen einer neuen Drucktechnik, der Lithographie. Bis ins 19. Jahrhundert hinein waren zur Illustration von Büchern Kupferstiche benutzt worden. Diese waren kleinformatig und mussten von Hand abgezogen werden. Pro Tag konnten nur etwa 150 Abzüge von der Druckplatte genommen werden. Aus dem recht aufwändigen Herstellungsverfahren ergab sich ein entsprechend hoher Preis<sup>15</sup>.

Die Anfertigung von Lithographien hingegen war nicht zu kompliziert<sup>16</sup>, es konnten große, für alle Schüler auch von weitem erkennbare Formate angefertigt werden, die gerade in Anbetracht der hohen Schülerzahlen für einen sinnvollen Einsatz im Unterricht sorgten. Zudem garantierten die hohen Auflagenzahlen einen geringen Preis. Der Einsatz von Schnellpressen ab 1860 vereinfachte die Produktion zusätzlich<sup>17</sup>. Ein weiterer Vorzug lag in der mit dieser Methode möglich werdenden Aktualität der Bilder. Vom Ereignis bis zur Fertigstellung eines diesbezüglichen Wandbildes wie z.B. der Fahrt des ersten Zeppelins wurden nur wenige Wochen benötigt<sup>18</sup>.

Schulwandbilder wurden immer beliebter und sicherten Verlagen wie Wachsmuth in Leipzig, Meinhold in Dresden oder Kafemann in Danzig ein einträgliches Geschäft<sup>19</sup>. Wenig ist derzeit bekannt über die Maler von Schulwandbildern. Sie rekrutierten sich, wie Walter Müller urteilt, der sich seit langem mit der Untersuchung des Phänomens „Schulwandbilder“ beschäftigt, aus der breiten Schicht der Durch-

13 Im Jahr 1658 erschien das erste mit Kupferstichen versehene Sachbuch für Schüler: der „Orbis Sensualium Pictus“ von Johann Amos Comenius. 150 Abbildungen sollten den Schüler nicht nur über Worte, sondern auch durch Bilder über die Welt informieren, vgl. Hiller 1999, S. 77. Vgl. auch Schule zwischen ... 1987, S. 16.

14 Vgl. Hansen 1990, S. 103.

15 Vgl. Schule zwischen ... 1987, S. 18.

16 Hans Brög schildert das lithographische Druckverfahren wie folgt: „Das Prinzip der Lithographie beruht darauf, daß sich Fett und Wasser abstoßen [...]. Der benutzte Solnhofener Kalkschiefer nimmt dort, wo er nicht mit (fetthaltiger) lithographischer Tusche und/oder Kreide bearbeitet wurde, Wasser auf und stößt dort Wasser ab, wo er die aufgebrachte Zeichnung trägt. Die ebenfalls auf Fettbasis aufgebaute Druckfarbe wird von den gewässerten Steinflächen abgestoßen, von der fetthaltigen Zeichnung hingegen aufgenommen“. Brög 1984, S. 46.

17 Vgl. Hansen 1990, S. 103.

18 Vgl. Müller 1988, S. 25.

19 Vgl. Schule zwischen ... 1987, S. 16 und Hiller 2001, S. 81-82.

schnittskünstler, „denen der große Ruhm versagt geblieben ist und denen die Wandbildmalerei primär als Broterwerb diente“<sup>20</sup>. Herausgeber und Verfasser der schriftlichen Begleitmaterialien gehörten in der Regel zum Kreis der „verdienten Schulmänner“. Müller bewertet sie als Repräsentanten des „common sense“<sup>21</sup>.

Hinsichtlich der Ästhetik der Bilder, so urteilt wiederum Müller, lassen sich zwar „teilweise Anklänge an die in der ‚Hochkunst‘ jeweils vorherrschenden Stilrichtungen erkennen, aber vor allem Rücksichten auf die Sehgewohnheiten des Adressatenkreises und auf den didaktischen Charakter des Mediums ließen den Malern wenig Spielraum für künstlerisch Außergewöhnliches oder Individuelles, vorausgesetzt, sie wären dazu in der Lage und bereit gewesen, was vermutlich nicht oft der Fall war“<sup>22</sup>. Ergebnis waren jedoch auch aus heutiger Sicht noch „eindrucksvolle und lebendige Bildwerke“<sup>23</sup>, die die Kinder fasziniert haben und durchaus als „ansprechend und schön“<sup>24</sup> empfunden worden sind.

Um 1880 war die Nutzung von Wandbildern für den Unterricht schon zur Selbstverständlichkeit geworden<sup>25</sup>. Pädagogen hielten zur Begriffsbildung neben dem Einsatz von Sprache zur Vertiefung auch denjenigen von Objekten und Bildern für unverzichtbar<sup>26</sup>.

Mit fortschreitender Industrialisierung waren schließlich auch die Ansprüche an die Schulbildung gestiegen. Als Schleswig-Holstein 1867 preußische Provinz wurde, schlug sich dies auch in einer verbesserten Gestaltung der schulischen Verhältnisse nieder. Die „Allgemeinen Bestimmungen für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen“ von 1872 schufen die Grundlagen für die Aufgaben der Volksschulen und erhöhten das Bildungsziel. Besonders die vaterländische, preußisch strenge Erziehung stand nun im Vordergrund<sup>27</sup>.

Es entstanden Motive zu beinahe allen schulischen Themen: „Jahreszeiten, Märchen, Sagen, Fabeln, Szenen und Gegenstände des Alltags, Bilder aus der vaterländischen Geschichte, aus nahen und fernen Ländern, Tiere, Pflanzen, Handwerkern usw.“<sup>28</sup>. Wandbilder dienten nicht nur im allgemein-bildenden niederen und höheren Schulwesen der Illustration, sondern auch an Berufs- und Fachschulen<sup>29</sup>. Ein-

20 Müller 1988, S. 21.

21 Vgl. Müller 1988, S. 21.

22 Müller 1988, S. 21.

23 Müller 1988, S. 25.

24 Hansen 1990, S. 106.

25 Vgl. Hansen 1990, S. 103.

26 Vgl. Schule zwischen ... 1987, S. 18.

27 Vgl. Sandelmann 1989, S. 288.

28 Müller 1988, S. 22.

gesetzt wurden die etwa 20000 unterschiedlichen Wandbilder im Biologie-, Geographie-, Religions-, Deutsch- und Geschichtsunterricht sowie in der Gemeinschafts- und Heimatkunde<sup>30</sup>. Um 1960 ist selbst die kleinste Dorfschule mit 100 bis 200 Bildern ausgestattet gewesen<sup>31</sup>.

Vielerlei Verbesserungen erhofften sich die Pädagogen vom Einsatz von Wandbildern. Durch die bildliche Darstellung sollte der Unterricht spannender werden und die Kinder sollten ihren Wortschatz und ihre sprachliche Ausdrucksfähigkeit verbessern, indem sie in ihren eigenen Worten das Abgebildete in allen Einzelheiten erklärten<sup>32</sup>. Der Pädagoge Heinrich Zimmermann gibt in seinem „Handbuch für den Anschauungsunterricht und die Heimatkunde“<sup>33</sup> 1891 folgende Ratschläge für den praktischen Einsatz von Wandbildern: „In Bezug auf die Unterrichtsform sei erwähnt, daß die entwickelnde Frage vorherrschen muß. Fragen und immer wieder fragen ist bei dem Anschauungsunterricht eine Hauptsache. Immer und immer wieder muß der Schüler angehalten und angeregt werden, über das, was er anschaut oder angeschaut hat, Rede und Antwort zu stehen. Nur auf diesem Wege, daß der Mund auszusprechen hat, was die Sinne wahrnehmen, kommt Licht und Klarheit in die Köpfe, wird der Schüler reich an Begriffen und sprachlich gefördert“<sup>34</sup>.

Ein hoch gestecktes Ziel, dem manchmal sicher nur mühsam nachgeieffert werden konnte.

Das Kinderleben zu Beginn des 20. Jahrhunderts orientierte sich stark an den Notwendigkeiten der Erwachsenenwelt. Kinder mussten z.B. Feldarbeit oder anderweitige regelmäßige Hilfsarbeiten verrichten, wodurch sie nicht selten am Schulbesuch gehindert wurden. Zudem galt es in der Schule, sprachliche Barrieren zu überwinden: „Nicht zuletzt muß davon ausgegangen werden, daß die Kinder vor allem in den ländlichen Regionen Norddeutschlands nicht hochdeutsch wie es später in der Schule von ihnen verlangt wurde, sondern ‚niederdeutsch‘ also ‚platt‘ sprechen lernten“<sup>35</sup>. Diese und andere sprachliche Schwierigkeiten sollten durch das Antworten auf die Fragen des Lehrers im Chor überwunden werden: „Das Chorsprechen bildet die Sprachfertigkeit und fördert namentlich die in dieser Fertigkeit noch Unbe-

29 Vgl. Müller 1988, S. 22.

30 Vgl. Hansen 1990, S. 104.

31 Vgl. Müller 1988, S. 22.

32 Vgl. Hansen 1990, S. 104.

33 Der sogenannte Anschauungsunterricht war Teil des Faches Deutsch und sollte die Anschauungskraft und die Sprachentwicklung der Kinder fördern, vgl. Schule zwischen ... 1987, S. 7-8.

34 Zimmermann 1891, S. III f.

35 Hiller 2001, S. 89.

holffenen, macht den Schüchternen Mut, weil sie gewissermaßen unbemerkt (wie sie vermeinen) mit der Masse schwimmen können, erhält die zur Zerstretheit Geneigten bei der Sache und schützt diejenigen, die noch nicht im stande sind, dem roten Faden des Unterrichts allenthalben zu folgen, vor Langeweile“<sup>36</sup>. Die Pädagogen gingen davon aus, dass Schüler eher Spaß an der Schilderung des Schönen als des Banalen oder gar Hässlichen hätten<sup>37</sup>. Dies war u.a. ein Grund, warum die Motive meist nicht realistisch gestaltet, sondern überwiegend idealisiert, romantisiert, jedenfalls geschönt und von der Wirklichkeit stark abgehoben dargestellt wurden. Das trifft auch auf die Darstellung von Arbeit zu.

Die abgebildeten Menschen, die häufig sehr anstrengende Arbeiten verrichten, sehen sauber und zufrieden aus. Schweißtreibende Arbeit hinterlässt weder auf den Gesichtern noch auf der Kleidung Spuren<sup>38</sup>. Durch die ästhetische Art der Abbildung ist „[...] die Versuchung heute ebenso groß wie früher, sich von den Ästhetisierungen, Idyllisierungen, Historisierungen und Mythisierungen verführen zu lassen und die Verfälschungen nicht als solche zu erkennen“<sup>39</sup>. Welche Absichten mögen hinter dieser Idealisierung gestanden haben?

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1960er Jahre hinein ist mit den Schulwandbildern nicht nur Wissen vermittelt worden, sondern sie dienten auch einer dem „Zeitgeist“<sup>40</sup> entsprechende[n] Gesinnungsbildung<sup>41</sup>. In einem Leitfaden zur „Praxis der Elementarklasse“ von 1891 heißt es: „Der Unterricht soll und muß erziehend sein; er hat also nicht allein Rücksicht auf das Wissen und Können zu nehmen, sondern soll planmäßig auf die Bildung des gesamten Menschen einwirken. Er begnügt sich nicht mit dem Erwecken und Bilden der Erkenntnis, sondern er soll sich auch als Endziel setzen, sittlich-religiöse Gesinnung und ein rechtes Wollen in den Kindern hervorzubringen“<sup>42</sup>.

36 Zimmermann 1891, S. IV.

37 Vgl. Hiller 1999, S. 83.

38 Vgl. Hansen 1990, S. 105.

39 Hansen 1990, S. 106.

40 Hans-Joachim Schoeps definiert den heute modisch gewordenen Begriff „Zeitgeist“ 1959 folgendermaßen: „Im allgemeinen wird sich die Zeitgeistforschung an die geistig führende oder tonangebende Schicht eines jeden Zeitalters zu halten haben, in der die öffentliche Meinung entstand, die allgemeinen Normen, Lebensstile und Verhaltensweisen entwickelt wurden, die sich allen Zeitgenossen mehr oder minder mitgeteilt und aufgeprägt haben“. Schoeps 1959, S. 66.

41 Hiller 2001, S. 91.

42 Wernecke 1891, S. 22.

So machten Bilder der nahen fernen Welten vom Anfang des 20. Jahrhunderts sicherlich großen Eindruck auf die Kinder in Schleswig-Holstein, weil selbst der Segeberger Kalkberg oder gar der Rhein bei Bingen und die Stubbenkammer für sie fremd und fern waren. Erreichbar waren diese Gegenden nur durch eine Reise, die für viele Kinder und ihre Eltern unerschwinglich gewesen wäre. Zum einen sollte den Kindern ein visueller Eindruck deutscher Landschaften vermittelt werden, zum anderen bot sich über die Abbildungen die Möglichkeit, das Heimatbewusstsein der Kinder zu stärken und die Heimat zu idealisieren. „Dem Wert der Heimat sind die Ideale der Treue und Liebe zur Heimat, des Stolzes auf die Heimat, der Opferbereitschaft für die Heimat, der Verteidigung der Heimat als Verteidigung der Ideale des heimatbewussten, noch Ideale besitzenden Tugendmenschen immanent [...]“<sup>43</sup>. So wird auf dem Schulwandbild vom Kieler Hafen stolz ein Torpedoboot präsentiert, das die militärische Schlagkraft des Deutschen Reiches ausdrücken soll (vgl. Abb. 1).

Schier unerreichbar mussten den Kindern die Bilder aus den deutschen Kolonialgebieten, der fernen fremden Welt erscheinen. Da waren exotische Tiere wie Giraffen, Schimpansen, Löwen, Elefanten oder Tiger und Pflanzen zu sehen (vgl. Abb. 2).

Nach Maßgabe der „Allgemeinen Bestimmungen für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen“ von 1872 wurden ihnen im Geographieunterricht die „Pflanzenwelt des Morgenlandes und diejenigen Kulturpflanzen, deren Produkte [...] in täglichem Gebrauch“<sup>44</sup> und in Kolonialwarenläden zu kaufen waren, „z.B. Baumwollstaude, Teestrauch, Kaffeebaum, Zuckerrohr“ vorgestellt. Auf ihnen werden zum einen die Pflanzen von der Blüte bis zur Frucht veranschaulicht, zum anderen wird die Verarbeitung der Früchte und der spätere Transport aufgezeigt<sup>45</sup>. Die Bilder sind klar strukturiert und zeigen die Erntearbeiten, die ohne Anstrengung vonstatten zu gehen scheinen, als nahezu paradiesischen Zustand. Wer wollte dort nicht auch wenigstens ein einziges Mal diese Welt erleben (vgl. Abb. 3)?

Mitnichten war die Botschaft dieser Bilder jedoch so harmlos, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Die nähere Betrachtung des Bildes zum Tabakanbau verdeutlicht dies (vgl. Abb. 4).

In Mittelpunkt des Bildes ist ein weißer Mann zu sehen, der die Arbeit der Farbigen beaufsichtigt. Diese scheinen die Unterordnung gern zu akzeptieren. Macht demonstriert der weiße Mann durch die ihm beigegebene Peitsche und den freila-

<sup>43</sup> Stiegler 1984, S. 65.

<sup>44</sup> Dieses und das folgende Zitat aus den „Allgemeinen Bestimmungen für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen“ von 1872 in: Reble 1993, S. 484.

<sup>45</sup> Zu dieser Art Schulwandbildern des Wachsmuth-Verlages erschien 1903 in Leipzig ein Lehrerbegleitheft von Hermann Tewes mit dem Titel „Die wichtigsten ausländischen Kulturpflanzen“.

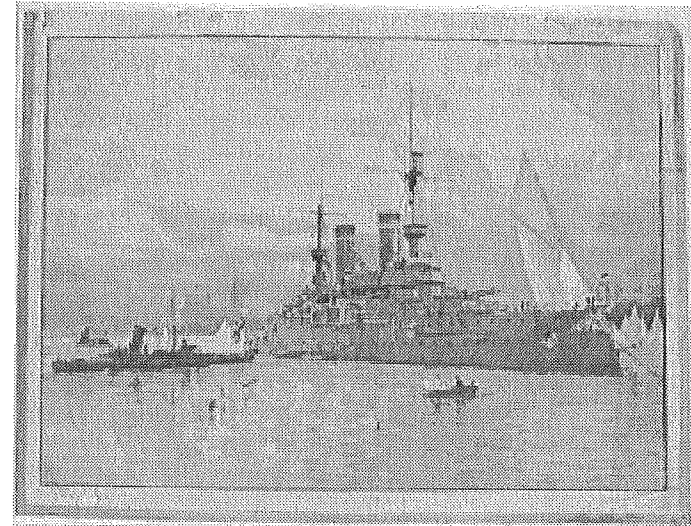


Abb. 1: Der Kieler Hafen. Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Ad. Lehmanns geographische Charakterbilder, C. Salzmann, Leipzig 1905. Dorf-museum Schönwalde.

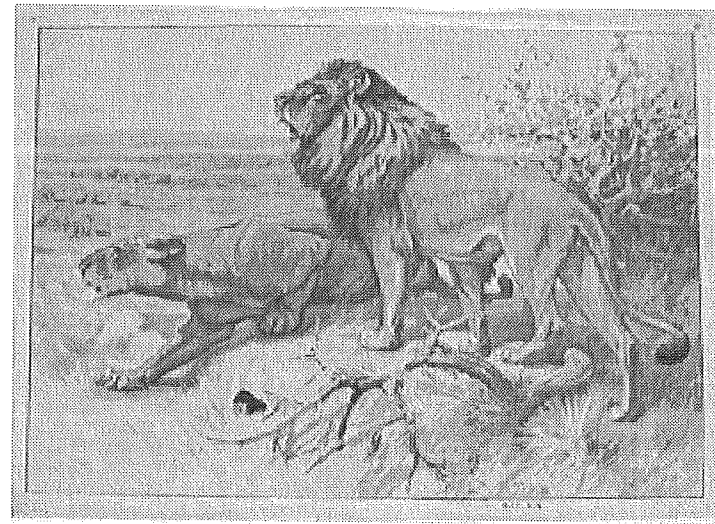


Abb. 2: Schulwandbild Löwen, o. A., 1. Hälfte 20. Jahrhundert.

fenden Hund. Gezeigt wird ferner, wie der Tabak von den Farbigen geerntet und bis zum Transport in den Hafen verarbeitet wird. Die den damaligen Pädagogen so wichtige Kommunikation zwischen Lehrern und Schülern wird kritische Bemerkungen seitens der Lehrer oder Schüler zu diesem Machtverhältnis nicht eingeschlossen haben. Den Kindern, selbst an Zucht und Ordnung gewöhnt, musste das Gezeigte natürlich und rechtmäßig erscheinen. Die deutschen Kolonialherren zeigten sich in Wahrheit den Farbigen gegenüber auf grausame Weise überlegen: „Der ‚Primitive‘ wurde, ob in Ostafrika, Samoa oder Neuguinea, stets durch die in der eigenen Zivilisation festgelegten Negativeigenschaften bestimmt: Er war faul, schmutzig und dumm. Dort, wo er nicht einfach als Arbeitstier gesehen wurde, sollte er zu einem zivilisierten Menschen erzogen werden, so weit das möglich war, wobei die Möglichkeit als nicht allzu groß eingeschätzt wurde“<sup>46</sup>. Bis zum Verlust der Kolonien durch den Versailler Vertrag 1919 waren körperliche Züchtigungen oder Kettenhaft bei „Trägheit“, „Pflichtverletzung“, „Widersetzlichkeit“ und „unbegründetem Verlassen ihrer Dienststelle“ an der Tagesordnung. Aufstände wurden in allen deutschen Kolonien blutig niedergeschlagen. Durch die Niederschlagung des Maji-Maji Aufstandes in Ostafrika durch die Schutztruppe im Jahr 1907 kamen fast 100.000 Menschen ums Leben<sup>47</sup>.

Das sich in dieser Haltung spiegelnde eurozentrische Gedankengut wurde auch in der Zeit der Weimarer Republik nach dem Verlust der Kolonien durch Kolonialvereine weitergetragen. Den Gipfel des Rassismus erreichte man dann bekanntermaßen zur Zeit des Nationalsozialismus. Die Rückerlangung der ehemals deutschen Kolonien war erklärtes Ziel. Schulwandbilder waren ein willkommenes Medium, um ideologische Anschauungen dieser Art zu transportieren. Anhand damaliger Schulwandbilder zu diesem Thema lassen sich Bildstrategien ausmachen, die die Vorgehensweise transparent machen können: „Zweifel, Mehrdimensionalität und Unklarheiten sind bei der Deutung der Bilder im Unterricht nicht erwünscht. Die Diagonale, gewissermaßen eine ‚Einbahnstraße des Sehens‘, verhindert, dass der Betrachter irritiert wird, nachdenkt und Fragen stellt“<sup>48</sup>. Die Herrenmentalität spiegelt sich auch in dem in diesem Sinn gestalteten Bild „Deutsch-Ostafrika“ aus dem Jahr 1939 (vgl. Abb. 5).

In den 1960er Jahren wurden Schulwandbilder von modernen Medien wie Diaserien, Filmen oder später Overheadfolien abgelöst; die ausgedienten Schulwandbilder wanderten in kulturhistorische oder heimatkundliche Museen<sup>49</sup>. Dort dienen

<sup>46</sup> Timm 1981, S. 10.

<sup>47</sup> Zu diesem Abschnitt vgl. Timm 1981, S. 11.

<sup>48</sup> Joerßen 1984, S. 55.

<sup>49</sup> Vgl. Hiller 1999, S. 81.



Abb. 3: Kaffee, *Coffea arabica*. Goering Schmidt, *Ausländische Kulturpflanzen*, Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth. Leipzig o. J. Dorfmuseum Schönwalde.

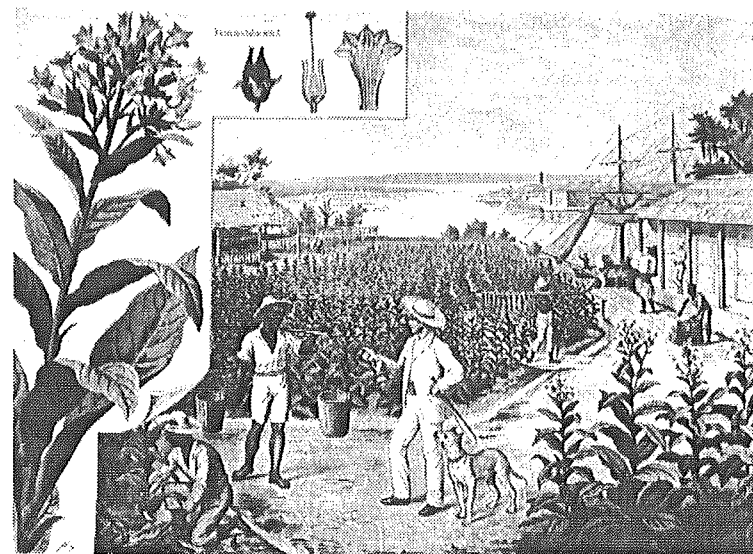


Abb. 4: Tabak-Anbau, *Nicotiana tabacum*, o. A. Dorfmuseum Schönwalde.

sie heute dazu, Kindern die Lebenswelt zu Anfang des 20. Jahrhunderts näherzubringen, aber auch aufzuzeigen, wie faszinierend diese Standbilder in der heutigen Welt der Bildüberflutung sein können.

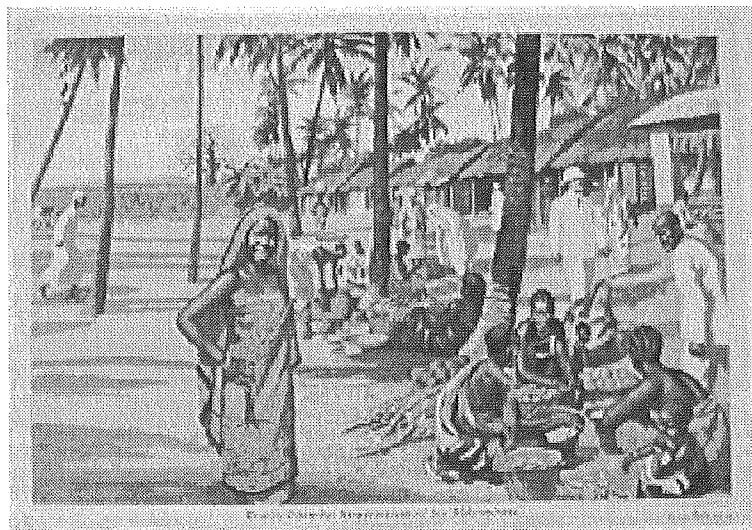


Abb. 5: *Deutsch-Ostafrika*, nach einem Original von W. Planck (1938), Offsetdruckerei Fricke & Co., Stuttgart, Verlag: *Der praktische Schulmann*, Keller & Nehmann, Stuttgart Nr. 247, 1939. Dorfmuseum Schönwalde.

#### Literatur

- Allgemeine Schulordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein von 1814. In: F. M. Rendtorff, *Die schleswig-holsteinischen Schulordnungen vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Texte und Untersuchungen zur Geschichte des Schulwesens und des Katechismus in Schleswig-Holstein*. Kiel 1902 (= Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, I. R., H. 2), S. 144-177.
- Brög, Hans: *Schulwandbilder und Lithographie – Druckverfahren zur Herstellung von Wandbildern*. In: *Die weite Welt im Klassenzimmer. Schulwandbilder zwischen 1880 und 1980*. Köln 1984 (= Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Nr. 29), S. 44-52.
- Dröge, Kurt: *Landleben auf Schulwandbildern*. Münster-Hiltrup 1988 (= *Westfälische Volkskunde in Bildern*, Bd. 1).
- Erlor, Johannes: *Das Bilderbuch und Werke bildender Kunst im Unterrichte*. Langensalza 1911.

- Hansen, Nils: *Landleben auf Schulwandbildern um 1900*. In: *Die Heimat*, 97 (1990), Heft 3/4, S. 103-108.
- Hansen, Nils: *Zur Geschichte der Schulwandbilder*. In: *Gemeinde Molfsee (Hg.): Märchenwandbilder aus den Volksschulen Molfsee und Brügge*. Molfsee 1993, S. 15-16.
- Hansen, Nils/Tillmann, Doris: *Schleswig-Holsteinische Dörfer in der Kaiserzeit*. Heide 1990.
- Hiller, Hubertus: *Idylle und Information. Zur Geschichte und Bedeutung von Schulwandbildern im Unterricht*. In: *Heinrich Mehl (Hg.): Schätze in Papier*. Husum 1999, S. 77-85.
- Hiller, Hubertus: *Zur Funktion der Schulwandbilder im Unterricht*. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde*, 33 (2001), S. 79-95.
- Joerßen, Peter: *Der „alltägliche Faschismus“ in den Schulwandbildern zur Zeit des Nationalsozialismus*. In: *Die weite Welt im Klassenzimmer. Schulwandbilder zwischen 1880 und 1980* Köln 1984 (= Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Nr. 29), S. 53-59.
- Kuntze, G. C. T.: *Das Volksschulwesen*. In: *Peter Christian Hansen (Hg.): Schleswig-Holstein, seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen*. Kiel 1882, S. 213-250.
- Müller, Walter: *Schulwandbilder als Spiegel des „Zeitgeistes“?* In: *Die weite Welt im Klassenzimmer. Schulwandbilder zwischen 1880 und 1980* Köln 1984 (= Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Nr. 29), S. 30-43.
- Müller, Walter/Stach, Reinhard: *Schulwandbilder als Spiegel des Zeitgeistes zwischen 1880 und 1980*. Opladen 1988.
- Reble, Albert: *Geschichte der Pädagogik. Dokumentationsband*, 3. Aufl. Stuttgart 1993.
- Sandermann, Heinz: *Das Kirchen-, Armen- und Schulwesen in Niebüll-Deezbüll vom 16. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts*. Bredstedt 1989.
- Schmitz, Klaus: *Geschichte der Schule. Ein Grundriss ihrer historischen Entwicklung und ihrer künftigen Perspektiven*. Stuttgart 1980.
- Schoeps, Hans Joachim: *Was ist und was will die Geistesgeschichte?* Göttingen 1959.
- Schule zwischen gestern und vorgestern. Wandbilder und Schultensilien um 1900*. Begleitheft zur Ausstellung vom 11.11. bis 26.11.1987 im Städtischen Saalbau in Witten. Witten 1987.
- Stiegler, Ingrid: *Über Heimatbilder und Bilderheimaten - „Heimat“ zwischen Regression und Utopie*. In: *Die weite Welt im Klassenzimmer. Schulwandbilder zwischen 1880 und 1980*. Köln 1984 (= Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Nr. 29), S. 60-71.
- Timm, Uwe: *Deutsche Kolonien*. München 1981.
- Wernecke, Robert: *Die Praxis der Elementarklasse. Ein Führer auf dem Gebiete des Elementarunterrichts*. Gera 1891.
- Zimmermann, Heinrich: *Handbuch für den Anschauungsunterricht und die Heimatkunde*. Braunschweig 1891.



## Berichte und Mitteilungen

### Projekt DigiCult Museen S-H - von der Karteikarte zu digitalen Kulturlandschaften

*Lütger Landwehr/Frauke Rehder*

Wir erleben zur Zeit einen fundamentalen Wandel von der Industriegesellschaft zur Kommunikations- bzw. Informationsgesellschaft. Dieser Herausforderung müssen sich die Kulturinstitutionen und insbesondere auch die Museen in Schleswig-Holstein stellen. Dafür sind inhaltliche, technische und strukturelle Innovationen nötig. Statt isoliertem Handeln sind heute Kooperation und Vernetzung gefragt. Ein neuer Besuchertypus stellt die Museen vor neue Aufgaben. Zur Sicherung und besseren Nutzung des kulturellen Erbes fördert die EU die Digitalisierung der Kulturschätze und deren Zugänglichkeit für alle Interessierte.

In Schleswig-Holstein repräsentieren ca. 200 Museen oder museumsnahe Einrichtungen mit ihren historischen Beständen das kulturelle Erbe des Landes. Sie sind mit mehr als 3 Millionen Besuchern pro Jahr von erheblicher touristischer und strukturwirtschaftlicher Bedeutung. Es geht darum, dieses Potential mit aktuellen Informations- und Kommunikationsmitteln auszuschöpfen und regional, national und international möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen. Eine der größten Herausforderungen, denen sich die Museen Schleswig-Holsteins heute gegenüber sehen, ist, den notwendigen Wandel zur Informationsgesellschaft durch die Einführung von IT-Technologien einzuleiten.

Vor diesem Hintergrund richtete der Museumsverband Schleswig-Holstein unter der Leitung von Lütger Landwehr ein Referat für Neue Medien ein, das in den vergangenen Jahren mit dem Projekt „Museen ans Netz“, dem Aufbau eines Museumsportals im Internet ([www.museen-sh.de](http://www.museen-sh.de)), der Unterstützung des Kulturservers ([www.kulturnetz-sh.de](http://www.kulturnetz-sh.de)) und der Durchführung entsprechender Fortbildungen einen wesentlichen Beitrag zur Vorbereitung der Museen des Landes auf diese neuen Herausforderungen geleistet hat.

Auf diesen Initiativen aufbauend startete am 1. Mai 2003 ein von der EU unterstütztes Pilotprojekt zur digitalen Sicherung und Verbreitung des kulturellen Erbes Schleswig-Holsteins mit ausgewählten Museen unter der Trägerschaft der Stadt Flensburg. Ziel des Projektes ist die Schaffung einer wissenschaftlichen, technischen und kommunikativen Basis, um vernetzte Informationen aus dem kulturellen Erbe einem breiten Nutzerkreis zur Verfügung zu stellen. Hierzu wird vom Projekt

spezielle Inventarisierungssoftware und eine entsprechende Datenbank- und Internetstruktur neu entwickelt bzw. schon entwickelte Software optimiert und angepasst. Durch die digitale Bestandserfassung und die überregionale Internetpublikation inklusive Recherchemöglichkeiten wird den Museen der erforderliche Paradigmenwechsel in Hinblick auf bessere Kooperationen und Profilstärkung ermöglicht. Mit den Informations- und Kommunikations-Innovationen und den kulturwirtschaftlichen und kulturtouristischen Effekten soll das zum überwiegenden Teil aus EFRE-Mitteln (Europäischer Fonds für regionale Entwicklung) finanzierte Projekt als weiche Infrastrukturmaßnahme zur Stärkung der Region beitragen. Zugleich hat es einen erheblichen Anteil bei der notwendigen Qualifizierung der Museums-wissenschaftler zur Nutzung neuartiger digitaler Dokumentationsverfahren, Kommunikationstechniken und Präsentationsformen.

Beteiligte Museen sind der Museumsberg Flensburg, das Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseum, die Kunsthalle zu Kiel, das Museum für Kunst- und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, das Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf, die Fachhochschule Kiel mit der Computerschausammlung und neben der Kunsthalle drei weitere Museen der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Theatergeschichtliche Sammlung, Geologisch-Mineralogisches Museum und der Botanische Garten). Als assoziierte Partner nehmen das Künstlermuseum Heikendorf-Kieler Förde sowie das Altonaer Museum Hamburg mit seinen bedeutenden holsteinischen Beständen teil. Die ausgewählten Museen repräsentieren nach Museumstyp, Sammlungsschwerpunkt und Struktur einen Querschnitt durch die vielfältige Museumslandschaft Schleswig-Holsteins. Weitere Museen werden im Laufe des Projektes folgen.

Zu den unterstützenden Partnern des Projektes gehören die Universität und die Fachhochschule Kiel, die Datenzentrale Schleswig-Holstein, die Tourismusagentur Schleswig-Holstein, Kulturnetz und Bildungsserver Schleswig-Holstein und der Museumsverband. Die Partner bringen ihre spezielle Kompetenz wie wissenschaftliche Begleitung, IT-Kompetenz, touristische Vermarktung, Nutzung im Kultur- und Bildungsbereich und Multimediaentwicklung in das Projekt ein.

#### Voraussetzungen und erste Erfahrungen

Der jeweilige Stand der Inventarisierung war in den beteiligten Museen recht unterschiedlich. Während es in einigen Häusern keinerlei Erfahrung mit der EDV-Erfassung von Objekten gab, hatten andere bereits eigene Datenbankapplikationen erarbeitet, deren Bandbreite von der flach strukturierten Access-Anwendung bis zur wissenschaftlichen Speziallösung im universitären Kontext reicht. Mit Ausnahme des Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseums, das sich für das auch von Archiv und Stadtbücherei verwendete Programm „Faust“ entschied, waren alle anderen

Museen daran interessiert, auf das in Ansätzen im Projekt „Museen ans Netz“ entwickelte Programm „Dokbase“ umzusteigen. Dazu gehört auch das Altonaer Museum, das bislang mit dem Programm „HIDA“ gearbeitet hat. Für den Botanischen Garten wird über eine Verknüpfung mit Dokbase für die bislang nicht vorhandene Erfassung der kulturhistorischen Bezüge nachgedacht.

Das Programm Dokbase berücksichtigt inhaltliche Vorarbeiten, die im Rahmen der Fachgruppe Dokumentation im Deutschen Museumsbund für kulturhistorische Museen entstanden sind; so den Datenfeldkatalog zur Grundinventarisierung von Victor Pröstler<sup>1</sup> und die vom Museumsverband Niedersachsen und Bremen e.V. entworfene IDM-Karteikarte<sup>2</sup>. Als Sachsystematik wurde die 1994 vom Hessischen Museumsverband entwickelte „Hessische Systematik“<sup>3</sup> integriert, die in ihrer übersichtlichen und zugleich für Erweiterungen offenen Struktur als geeignetes Instrument für eine angestrebte Vergleichbarkeit der erhobenen Daten gelten kann. Angedacht ist auch die Einbindung von Normdaten wie ICONCLASS und die Schlagwortnormdatei (SWD) der Deutschen Bibliothek ([www.ddb.de/professionell/swd.htm](http://www.ddb.de/professionell/swd.htm)), deren Benutzung eine Voraussetzung für die spätere Einbindung in übergeordnete Portale wie das sog. BAM-Portal für Bibliotheken, Archive und Museen ([www.bamportal.de](http://www.bamportal.de)) darstellt. Hier steht das Projekt DigiCult in regem Kontakt mit den Mitarbeitern des baden-württembergischen MusiS-Projektes am Bibliotheksservice-Zentrum BSZ ([www.bsz-bw.de](http://www.bsz-bw.de)) in Konstanz.

Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass die Entscheidung für eine sich noch in der Entwicklung befindliche Software bei der Vorstellung des Projektes auf der letzten Herbsttagung der Fachgruppe Dokumentation in Hannoversch-Münden mit Hinweis auf schon vorhandene Produkte durchaus kontrovers diskutiert wurde. Es überwiegen jedoch aus der Sicht der Projektverantwortlichen die großen Vorteile, unabhängig von einer unter Umständen räumlich weit entfernten Firma mit hohen Entwicklungs- und Supportkosten in enger Abstimmung mit den Museen vor Ort eine optimale, schnellere und preiswertere Lösung entwickeln zu können. Außerdem konnte mit Axel Vitzthum der Datenbankentwickler für das Projekt verpflichtet werden, der auch die technische Basis für Museumsportal und Kulturnetz Schleswig-Holstein geschaffen hat. Ebenso konnte die Mitautorin dieses Artikels, die Kulturwissenschaftlerin Frauke Rehder, ihre Erfahrungen aus der Mitarbeit in den Vorprojekten in DigiCult einbringen.

<sup>1</sup> Victor Pröstler: Datenfeldkatalog zur Grundinventarisierung. Karlsruhe 1993.

<sup>2</sup> Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e. V. (Hg.): Inventarisieren Der Museumsbestände mit der IDM-Karteikarte. Hannover 1994.

<sup>3</sup> Hessischer Museumsverband e.V. (Hg.): Systematik zur Inventarisierung kulturgeschichtlicher Bestände in Museen. Kassel 1993.

### Erste Ergebnisse

Seit Anfang dieses Jahres sind etwa 1.500 der im Rahmen von DigiCult erfaßten Objekte aus 10 Museen Schleswig-Holsteins im Internet auf dem Museumsportal ([www.museen-sh.de](http://www.museen-sh.de)) recherchierbar. Neben den Erfassungsdaten zu den Museumsobjekten wie Beschreibung, Künstler/Hersteller, Datierung, Maße etc. werden auch digitalisierte Abbildungen präsentiert, die bis zu einer Größe von maximal 600 Pixel Höhe bzw. Breite zu vergrößern sind.

Der bisher veröffentlichte Bestand illustriert von der Marinemalerei in Kiel über moderne Kunst in den Sammlungen der Lübecker und der Kieler Kunsthalle, Holtorfische Bühnenbildentwürfe aus der versteckten Theatergeschichtlichen Sammlung der Universität Kiel bis zu den historischen Rechnern des Computermuseums sowie heimischen und exotischen Pflanzen im Botanischen Garten und Zeugnissen Dithmarscher Historie ein erstes kleines Spektrum schleswig-holsteinischer Kultur- und Naturgeschichte. Durch die Einbindung in das Museumsportal ist die Verknüpfung mit weiterführenden Informationen zu den Museen wie Adresse, Beschreibung, Öffnungszeiten, Anfahrt und aktuellem Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm gewährleistet.

Bis zum Ablauf des Projektes im Juni 2006 sollen mindestens 10.000 Datensätze veröffentlicht werden. Parallel dazu wird im Interdisziplinären Zentrum für Multimedia der Christian-Albrechts-Universität Kiel in Kooperation mit den Museen an weiteren Multimediaprodukten wie CD-ROMs bzw. DVDs gearbeitet. Die digitalisierten Objektinformationen sollen durch diese Publikationen und mittels der Projektpartner neben den Museen auch der Wissenschaft, dem Tourismus und den Schulen zur Verfügung stehen.

### Bilderschwund

Seit 1. Februar dieses Jahres hat das Projekt über 200 Bilder aus der Veröffentlichung im Museumsportal herausgenommen. Die neuen, monatlich erhobenen Urheberrechtsgebühren der Verwertungsgesellschaft VG Bild-Kunst ([www.bildkunst.de](http://www.bildkunst.de)) für Internetpräsentationen sind vom Projekt bzw. von den beteiligten Museen auf Dauer nicht finanzierbar. Dieses Problem betrifft z.B. zur Zeit über 40 % der im Portal aufgeführten Objekte der neuen Kunsthalle Lübeck und über 70 % der dargestellten Objekte der Theatergeschichtlichen Sammlung der Christian-Albrechts-Universität.

Hier stoßen Interessensgegensätze aufeinander, die weit über das Projekt und über Schleswig-Holstein hinaus von Bedeutung sind. Dieses Problem wurde auch in einer ersten Projektpräsentation vor Presse und Projektpartnern am 26.2.2004 in der Kunsthalle

le zu Kiel erörtert und betrifft ähnliche nationale und internationale Projekte. So hat sich auch schon die Max-Planck-Gesellschaft, München in der „Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen“ in einem Appell an die Kulturinstitutionen gewandt, ihre Ressourcen nach dem Prinzip des „offenen Zugangs“ im Internet zur Verfügung zu stellen (<http://www.mpg.de>).

DigiCult steht mit der VG Bild-Kunst in Verhandlung und hofft auf eine tragbare Lösung. Es hat das Problem auch dem Schleswig-Holsteinischen Museumsverband angetragen, der sich auf seiner Frühjahrstagung 2004 dieser Thematik annehmen wird.

### Ausblick

Unabhängig vom Ausgang der Verhandlungen wird DigiCult mit den ausgewählten Museen des Landes das Know-how zur Digitalisierung des kulturellen Erbes weiterentwickeln, in den Museen das Kulturgut digital erfassen und die Ergebnisse auf dem Museumsportal publizieren. Die Digitalisierung der Museumsbestände ist nachhaltig angelegt und soll auch nach Beendigung der dreijährigen Projektlaufzeit weitergeführt werden. Dazu hat das Projekt ein Kompetenz- und Beratungszentrum mit zwei Kulturwissenschaftlerinnen, einem Datenbankspezialisten und einem Fotografen mit Kompetenz in digitaler Bildverarbeitung aufgebaut, das auch nach Projektende den Museen zur Verfügung stehen soll. Es ist das langfristig angelegte Ziel, alle Museen des Landes auf dem Weg in die Informationsgesellschaft zu begleiten und zu unterstützen.

### Projektleitung und Ansprechpartner:

Prof. Dr. Ulrich Schulte-Wülwer  
Museumsberg Flensburg  
Museumsberg 1  
D-24937 Flensburg  
  
Tel. 0461 / 852956  
Fax 0461 / 852993  
E-Mail: [museumsberg.flensburg@foni.net](mailto:museumsberg.flensburg@foni.net)

StR i. H. Lütger Landwehr, Dipl.-Päd.  
Geologisches und Mineralogisches  
Museum der Christian-Albrechts-  
Universität zu Kiel  
Ludewig-Meyn-Str. 10-12  
24118 Kiel

Tel. 0431 / 880-2905  
Fax 0431 / 880-4457  
E-Mail: [ll@min.uni-kiel.de](mailto:ll@min.uni-kiel.de)

Weitere Informationen im Internet unter: [www.digicult-sh.de](http://www.digicult-sh.de)

## Wie wird man Freiberufler?

*Katja Nawroth, Sandra Scherreiks, Melanie Zühlke*

Seit längerer Zeit Thema Nr. 1 in der öffentlichen Diskussion: der bundesdeutsche Arbeitsmarkt. Städte, Gemeinden und Länder sind noch stärker als zuvor gezwungen, die Personalkosten langfristig zu senken. Davon sind auch für Volkskundler interessante Stellen betroffen, wie zum Beispiel Anstellungen in Museen, Kulturämtern und Landesstellen für Volkskunde. Um die Veränderungen zu verdeutlichen, sei nur ein anhand der Stellenausschreibungen augenfälliges Beispiel genannt. Immer mehr Museen schreiben, statt einen adäquaten Ersatz für frei werdende wissenschaftliche Mitarbeiterstellen zu suchen, wissenschaftliche Volontariate aus. Die nach den Anwärterbezügen des höheren Dienstes, Ärzten im Praktikum oder seltener anteilig nach BAT-IIa besoldeten Stellen sind um ein Wesentliches billiger. Der Sparerfolg liegt auf der Hand, zumal die Ansprüche an Volontäre gewachsen sind. Oft wird statt des Magisters in den Stellenausschreibungen die Promotion als Einstellungsvoraussetzung genannt. Hauptsächliches Anliegen der Arbeitgeber ist daher meist auch nicht die museale Ausbildung, sondern für zwei Jahre qualifizierte, vollwertige Arbeitskräfte einzustellen. Ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterstellen gehen so verloren und ehemals geltende Tarife für Examierte werden aufgeweicht. Welche Folgen der Verlust einer kontinuierlichen Arbeit für Museen und andere kulturelle Einrichtungen hat, sei dahingestellt. Unter den Voraussetzungen scheint es utopisch, eine unbefristete oder zumindest angemessen bezahlte Stelle zu bekommen. Auch den Autorinnen dieses Berichtes stellte sich angesichts des Arbeitsmarktes die Frage nach Alternativen. Zwar waren die Beweggründe unterschiedlich motiviert, aber der mit behördlichen Formularen gepflasterte Weg führte in die Freiberuflichkeit. Unsere Erfahrungen bei der Absprache des Inhalts von Werkverträgen, An- bzw. Ummeldungen bei Arbeits- und Finanzämtern sowie Krankenkassen fassen wir hier zusammen.

### Werkverträge

Werkverträge sind oft die Grundlage freiberuflicher Arbeit. Sie bieten den Auftraggebern die Möglichkeit zeitlich begrenzte Projekte wie die Konzeption von Ausstellungen, die Inventarisierung musealer Bestände, Buchprojekte, die Gestaltung von Homepages etc. zu vergeben. Vorteil für die Auftraggeber ist, dass aufgrund der im BGB insbesondere im § 631 festgelegten rechtlichen Form des Werkvertrages kein Arbeitsvertrag eingegangen wird, der laufende Personalkosten nach sich zieht.

Weitere Unterschiede sind, dass ein Arbeitsplatz meist nicht gestellt wird und in der Regel keine Arbeitszeiten vorgegeben werden. Entscheidend ist der für das Werk vertraglich festgelegte Abgabetermin. Außerdem – um auf das Thema Sparen zurückzukommen – sind die Sozialabgaben in voller Höhe, wenn die Freiberuflichkeit nicht an eine Ich-AG gekoppelt ist, von den Auftragnehmern zu leisten. Auch bei einer Versicherung über die Künstlersozialkasse sind die Sozialabgaben nicht im vollen Umfang selbst zu entrichten.

Für die Bearbeitung eines „Werkes“ wird meist eine pauschale Entlohnung angeboten. Um diese in Bezug zum Arbeitsaufwand, zu den Aufwendungen während der Arbeit und den gesetzlich vorgeschriebenen Abgaben setzen zu können, sind bei den Vertragsverhandlungen einige Punkte zu berücksichtigen.

Zuerst sollte man sich genau über den Umfang des „Werkes“ informieren und in Absprache mit dem Auftraggeber geforderte Leistungen im Vertrag einzeln festhalten. Geht es zum Beispiel um die Inventarisierung eines musealen Bestandes, ist die Anzahl der Objekte oder das Konvolut im Vertrag zu nennen, damit nicht nachträglich vom Auftraggeber weitere Leistungen gefordert werden können. Ferner ist zu klären, ob zu den Objekten zusätzliche Informationen in Archiven, Bibliotheken oder durch Interviews zu sammeln sind. In einem solchen Fall wären Dienstreisen nötig, was sich auf die Aufwendungen während der Arbeit auswirkt. Außerdem ist abzusprechen, ob das gesammelte Material allein der Inventarisierung oder zusätzlich noch einer Publikation dienen soll. Ist eine schriftliche Dokumentation Gegenstand des Vertrages, ist festzuhalten, in wie vielen Exemplaren sie vorzulegen ist, und ob der Auftraggeber spätere Korrekturen nach Vertragsabschluss verlangen darf.

Am Anfang ist es oft schwierig, den Zeitaufwand für bestimmte Aufgaben zu kalkulieren, deshalb möchten wir auch dafür einige Beispiele aus der Praxis nennen: Finden Arbeitsbesprechungen mit dem Auftraggeber an einem weit entfernten Ort statt, ist für ein Treffen einschließlich der Fahrzeiten oft ein Arbeitstag zu berechnen. Während der Fahrzeit können keine anderen Aufträge ausgeführt werden, so dass sie komplett in Rechnung gestellt werden muss. Werden Interviews geführt, ist unter Umständen damit zu rechnen, dass die Interviewpartner einen bewirten und ein Termin dadurch schnell mehrere Stunden in Anspruch nehmen kann. Sollen die aufgenommenen Interviews transkribiert werden, dauert die Auswertung mindestens so lange wie das Gespräch. Umfasst der Werkvertrag das Schreiben von Texten, ist auch das Korrekturlesen zu bedenken. Am einfachsten ist es, wenn der Auftraggeber dafür verantwortlich ist. So findet auch während der Arbeit ein regelmäßiger Austausch statt und Missverständnisse können vermieden werden.

Die bereits kurz erwähnten Aufwendungen während der Arbeit fallen für Büromaterialien, Porto, Dienstreisen, Archivgebühren, Bildrechte, Telefon- und

Internetkosten usw. an. Entweder sind diese in der Gesamtsumme der Entlohnung enthalten oder – was sehr viel günstiger ist – man verhandelt mit dem Auftraggeber über eine anteilige beziehungsweise komplette Erstattung der Kosten, wobei man eine monatliche Mindestsumme festlegen sollte, die der Auftragnehmer ohne Rücksprache ausgeben darf. Wenn in dem angebotenen Honorar alle die Arbeit betreffenden Kosten enthalten sind, kann davon ausgegangen werden, dass sie bis zu 10 % des Gesamthonorars ausmachen.

Grundsätzlich sollten die Vertragsverhandlungen vor Arbeitsbeginn abgeschlossen und der Werkvertrag unterschrieben sein, ansonsten könnte es im schlimmsten Fall passieren, dass sich mündlich getroffene Absprachen nicht mit dem Vertrag decken, so dass vorab geleistete Arbeit eventuell unnötig war und nicht bezahlt wird. Auch eine kurze schriftliche Zusammenfassung von „Verhandlungsergebnissen“, die man sich vom potentiellen Auftraggeber abzeichnen lässt, kann Sicherheit für beide Parteien im Vorfeld des Vertragsabschlusses geben.

## **Sozialversicherung 1: Kranken-, Pflege- und Rentenversicherung**

### *a) Freiwillige Selbstversicherung als Freiberufler*

Zusätzlich zu den eben aufgeführten Ausgaben sind die Abgaben für Krankenkasse (KV) inklusive Pflegeversicherung (PV) und Rentenversicherung (RV) zu berücksichtigen. Der Beitragssatz zur Kranken- und Pflegeversicherung berechnet sich aus den Beitragssätzen der jeweiligen Krankenkassen und einer frei wählbaren Regelung bezüglich des Krankengeldanspruches, das heißt entweder ohne Krankengeldanspruch oder mit Krankengeldanspruch, wobei hier wiederum die Zeitspanne, ab der der Krankengeldanspruch gelten soll, unterschiedlich berechnet wird. Bei hauptberuflich Selbständigen wird z. B. bei der BARMER eine Regelein-stufung auf Basis der monatlichen Beitragsbemessungsgrenze von zur Zeit 3.450,- EUR vorgenommen. Mit Einkünften aus Werkverträgen wird diese Grenze meist nicht erreicht, deshalb kann eine Einstufung beantragt werden, bei der die beitragspflichtigen Einnahmen die Beitragsbemessungsgrenze nachweislich nicht übersteigen. Allerdings wird auch dann eine monatliche Beitragsbemessungsgrenze von 1.785,- EUR zu Grunde gelegt. In konkreten Zahlen bedeutet das, dass eine freiwillige Krankenversicherung mit Krankengeldanspruch ab dem 22. Tag der Arbeitsunfähigkeit mit einem Beitragssatz von 16,1 % (ab dem 43. Tag der Arbeitsunfähigkeit mit 14,9 %) zuzüglich der Pflegeversicherung von 1,7 % monatlich mit gut 300,- EUR oder mehr zu Buche schlägt.

Eine freiwillige Rentenversicherung ist für Selbständige natürlich möglich. Dabei sollte man aber bedenken, dass private Versicherungsverträge Laufzeiten von

mehreren Jahren haben können. Sind Projekte auf kürzere Laufzeiten festgelegt oder wenn nicht sicher ist, dass sich weitere Werkverträge anschließen, sind die Rentenversicherungsbeiträge dennoch zu entrichten und können im Fall der Arbeitslosigkeit oft nicht mehr gezahlt werden. Wenn man trotz Freiberuflichkeit eine Rentenversicherung abschließen möchte, ist bei den Anbietern nach Kulanzrahmen zu fragen. Die Bundesanstalt für Angestellte (BfA) beispielsweise geht bei Freiberuflern von schwankenden Monatseinkommen aus und berechnet für die ersten drei Jahre der Tätigkeit eine Pauschale von monatlich ungefähr 250,- EUR.

#### b) Sozialversicherung im Rahmen der Ich-AG

Für hauptberuflich selbständig tätige Existenzgründer (§ 421 I SG III), das sind diejenigen, die mit Unterstützung des Arbeitsamtes eine Ich-AG gegründet haben, gelten andere Beiträge, die gesetzlich festgelegt sind und sich jährlich ändern. Als Ausgangsbeitrag werden 2004 monatlich 1.207,50 EUR angesetzt. Wer sich für einen Krankengeldanspruch ab der 7. Woche entscheidet und einen Beitragssatz von 14,3 % zu zahlen hat (plus 1,7 % PV), muss mit rund 200,- EUR pro Monat rechnen.

Eine Rentenversicherung ist für die Existenzgründer im Rahmen der Ich-AG Pflicht. Wer eine Ich-AG gegründet hat, sollte sich im ersten Jahr, wenn der Verdienst wahrscheinlich noch relativ gering ausfallen wird, für einen einkommensgerechten Beitrag zur Rentenversicherung entscheiden. Bis März 2004 war bei einem Monatseinkommen unter 400,- EUR kein Beitrag zur Rentenversicherung fällig. Laut Gesetzbeschluss des Bundestages vom 11. März dieses Jahres gilt auch bei einem Einkommen unter 400,- EUR monatlich, dass ein Mindestbeitrag von 78,- EUR zu zahlen ist.

Da sich die Höhe des Beitrages zur Rentenversicherung aus dem Jahreseinkommen berechnet, ist es sinnvoll, rechtzeitig Rücklagen zu bilden.

#### c) Künstlersozialkasse (KSK)

Eine Sonderform der Sozialversicherung stellt die Künstlersozialkasse dar. Die über die KSK-Versicherten zahlen ihre Beiträge wie „normale“ Arbeitnehmer entsprechend ihrem Einkommen zu 50 % an ihre Kranken- und Pflegeversicherung (z. B. AOK, Techniker, Barmer, DAK, auch eine Möglichkeit zur Privatversicherung besteht) und die BfA (Rente<sup>1</sup>). Die anderen 50 % werden vom Bund und von den Verwertern der von den KSK-Mitgliedern erbrachten künstlerischen und publizistischen Leistungen gezahlt.

<sup>1</sup> So ist die staatliche Förderung der sog. „Riester-Rente“ auch den über die KSK-Versicherten zugänglich.

Jedoch gilt es bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen, um in die KSK aufgenommen zu werden. Grundsätzlich nimmt die KSK alle selbstständig/freiberuflich Tätigen aus den Bereichen Kunst und Publizistik auf. Dazu die KSK selbst:

„Nach § 1 KSVG ist Voraussetzung für die Versicherungspflicht, dass eine künstlerische oder publizistische Tätigkeit erwerbsmäßig und nicht nur vorübergehend ausgeübt wird. Im Einzelnen müssen folgende Merkmale vorliegen. Der Betroffene

- muss Künstler oder Publizist sein
- selbständig erwerbstätig sein, und zwar nicht nur vorübergehend
- im Wesentlichen im Inland tätig sein.“<sup>2</sup>

Da es im künstlerisch/publizistischen Bereich keine klar umrissenen Berufsfelder bzw. genau definierten Berufe gibt und geben kann, wird von der KSK immer im Einzelfall geprüft, ob die Voraussetzungen für eine Versicherung über die KSK erfüllt sind. Genauere Informationen über die Kriterien zur Aufnahme und Antragsformulare gibt es unter [www.kuenstlersozialkasse.de](http://www.kuenstlersozialkasse.de). Wer über die KSK versichert sein will, muss also einer künstlerisch/publizistischen Tätigkeit hauptberuflich nachgehen und dies mit Werkverträgen, Honorarabrechnungen etc. belegen. Dabei gibt es allerdings eine untere Einkommensgrenze von z. Zt. 3.900,- EUR im Jahr. In den ersten drei Jahren der Freiberuflichkeit, darf diese Grenze unterschritten werden. In dieser Zeit gilt man als Berufseinsteiger. Danach muss allerdings ein Einkommen von mehr als 3.900,- EUR im Jahr aus KSK-relevanten Tätigkeiten nachgewiesen werden.

Zur Festlegung der Beiträge zur Kranken-, Pflege- und Rentenversicherung wird immer das aktuelle Einkommen herangezogen. Jedoch werden mindestens 4.830,- EUR (KV/PV) bzw. 3.900,-EUR (RV) pro Jahr für die Berechnung zugrunde gelegt. Dies würde dann einen Mindestbeitrag bei der KSK ergeben, der um 65,- EUR (kleinere Schwankungen sind durch unterschiedliche Krankenkassenbeitragssätze möglich) liegt. Bei einem Einkommen von 2.000,- EUR im Monat liegen die monatlichen Beiträge bei rund 352,- EUR.

#### Sozialversicherung 2: Arbeitslosenversicherung

Die Arbeitslosenversicherung fällt bei Freiberuflern weg, eventuelle Ansprüche aus vorherigen Tätigkeiten, bei denen eingezahlt wurde, bleiben aber bestehen. So wird Ich-AG-Gründern auch geraten, einige Tage vor Ablauf des Anspruches auf

<sup>2</sup> <http://www.kuenstlersozialkasse.de>

Arbeitslosengeld die Existenzgründung zu beantragen, um einen Restanspruch zu behalten.

### Steuern

Vor Aufnahme einer selbständigen Tätigkeit ist beim Finanzamt eine Steuernummer zu beantragen, den entsprechenden Antrag erhält man beim Finanzamt.

Bei der steuerlichen Anmeldung einer freiberuflichen Tätigkeit ist der voraussichtliche Jahresgewinn anzugeben. Liegt er unter oder nur unwesentlich über dem Steuerfreibetrag von 7.500,- EUR sind keine Einkommensteuervorauszahlungen zu leisten. Als Kleinunternehmer kann man sich von der Umsatzsteuer befreien lassen, wenn im Kalenderjahr der Gründung des Unternehmens der voraussichtliche Umsatz unter 17.500,- EUR bleibt. Der Gewinn wird am Ende des Jahres anhand einer Einnahme-Überschuss-Rechnung ermittelt. Dafür gibt es seit diesem Jahr das Formular EÜR (Download unter [www.bundesfinanzministerium.de](http://www.bundesfinanzministerium.de)). Alle Aufwendungen während der Arbeit (Büromaterialien, Porto, Dienstfahrten, Archivgebühren, Bildrechte, Telefon- und Internetkosten, Arbeitszimmer usw.) können geltend gemacht werden, wenn mit dem Auftraggeber keine Erstattung der Kosten vereinbart ist.

Treten Unsicherheiten beim Ausfüllen der Einkommensteuererklärung auf, lohnt es sich, einen Steuerberater zu suchen oder einem Steuerhilfverein beizutreten, der auch Selbständige berät.

### Honorar

Entsprechend aller aufgeführten Kosten und Abgaben sollte der Bruttostundenlohn mindestens 30,- EUR, idealerweise 45,- EUR betragen. Natürlich ist gerade bei der Höhe der Entlohnung Kompromissbereitschaft gefragt. Letztendlich entscheidet jeder selbst, für welchen Stundenlohn er arbeiten will, da es keine Tarifordnung gibt. Allerdings sollte man als Freiberufler darauf achten, entsprechend seiner Ausbildung und Vorkenntnisse bezahlt zu werden. Allzu bereitwillig nachzugeben, nur um einen Auftrag zu erhalten, ist daher keine Lösung.

### Eine Sonderform der Existenzgründung: Ich-AG

Eine Ich-AG mit Zuschuss des Arbeitsamtes können Empfänger von Arbeitslosengeld oder Arbeitslosenhilfe gründen. Grundsätzlich kann ein Antrag zur Gründung einer Ich-AG nicht abgewiesen werden, außer man füllt den Antrag fehlerhaft aus oder es wird offensichtlich, dass man nicht selbständig tätig sein und nur für einen Auftraggeber arbeiten wird. Das Arbeitsamt interessiert sich nicht für die Geschäfts-

idee. Obwohl das Arbeitsamt drei Jahre lang einen Existenzgründungszuschuss gewährt, ist es notwendig, über Ersparnisse zu verfügen. Der Zuschuss wird erst nachträglich überwiesen und kann sich ggf. um bis zu zwei Wochen verzögern. Der Existenzgründungszuschuss beträgt im ersten Jahr 600,- EUR monatlich und, wenn das jährliche Einkommen nicht höher als 25.000,- EUR liegt, im zweiten Jahr 360,- EUR. Im dritten Jahr verringert sich der monatliche Zuschuss auf 240,- EUR.

Trotzdem ist es wichtig, sich eigenständig zu informieren, denn die Beraterinnen und Berater des Arbeitsamtes sind – leider – nicht allwissend. Daher gibt es auch spezielle vom Arbeitsamt finanzierte mehrwöchige Kurse für Existenzgründerinnen, in denen zum Beispiel ein Geschäftsplan entwickelt wird. Ob ein Kurs notwendig ist, sollte jeder für sich entscheiden. Da erst im Laufe der Selbständigkeit viele Fragen auftauchen, ist es aber durchaus sinnvoll, an einem einjährigen Coaching teilzunehmen, denn die Mitarbeiter von Existenzgründungsberatungsunternehmen sind mitunter besser informiert als das Arbeitsamt. Die Termine für die Kurse können individuell festgelegt werden. Den Teilnahmeantrag für einen solchen Kurs sollte man unbedingt vor Gründung einer Ich-AG stellen, auch wenn man später feststellt, dass eine Teilnahme unnötig ist, denn nachträglich werden Kurse nur bewilligt, wenn Mittel aus dem Europäischen Sozialfonds zur Verfügung stehen. Allerdings waren diese für 2004 schon im Februar erschöpft, aber eine kurzfristige Bereitstellung von Geldern im Laufe des Jahres ist möglich.

### Tipps

Wer überlegt sich selbständig zu machen, sollte sich vorab informieren, im Internet unter [www.existenzgruender.de](http://www.existenzgruender.de). Der Newsletter von [mediafon.net](http://mediafon.net) bietet aktuelle Informationen zu Gesetzen, Veranstaltungen und viele Praxistipps rund um das Thema Freiberuflichkeit. Die Ergebnisse einer Umfrage zum Thema „Honorare von Freien“ können auf der Internetseite [www.freiseiten.de](http://www.freiseiten.de) eingesehen werden. Für Existenzgründerinnen ist das Frauennetzwerk in der Bergstraße in Kiel eine gute Adresse. Die Mitarbeiterinnen dort sind sachkundige, freundliche und vor allem geduldige Ansprechpartnerinnen.

Die erwähnten Formulare und geltenden Bestimmungen scheinen auf den ersten Blick zahlreich, ein unüberwindliches Hindernis sind sie jedoch nicht. Wichtig ist es, sich immer umfassend über aktuelle Fragen von Steuern, Versicherungen und neue gesetzliche Regelungen zu informieren. Das Internet ist dafür eine umfassende Quelle, ebenso wie entsprechende – meist lokale – Beratungsstellen.

Auch wenn die Freiberuflichkeit nicht immer das primäre Berufsziel war und ist, hat sie ihre Vorzüge. Allerdings muss man – ganz besonders am Anfang – dafür auch einen erheblichen Teil seiner Arbeitskraft und Phantasie in die Akquirierung von

immer wieder neuen Projekten stecken. Bis das eigene Unternehmen zum Selbstläufer wird, dauert es einige Zeit. Das lässt sicherlich hin und wieder Sehnsucht nach einem festen Arbeitsplatz aufkommen. Wenn jedoch die Freude an immer wieder neuen Projekten und Aufgaben überwiegt, dann ist die Freiberuflichkeit eine echte Alternative und Chance.

### Schriftenreihe

#### der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Die Schriften der GVSH sind über den Buchhandel zu beziehen. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Band 1: Strukturwandel auf dem Land, Beiträge der Herbsttagung 1994 der GVSH. 90 S. ISBN 3-928326-09-0. 1995. 15,80 •

Band 2: Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. Mit einer Einf. v. Doris Tillmann. 93 S. mit 43 Abb. ISBN 3-928326-17-1. 10,80 •

Band 3: Gebaute Welten. Beiträge der Herbsttagung 1996 der GVSH. 106 S. mit 31 Abb. ISBN 3-928326-18-x. 1997. 15,80 •

Band 4: Maritime Volkskultur. Beiträge der Herbsttagung 1997 der GVSH. 132 S. mit 48 Abb. ISBN 3-928326-19-8. 15,80 •

Band 5: Heimat versus Region? Beiträge der Herbsttagung 1999 der GVSH. 85 S. mit 18 Abb. ISBN 3-928326-34-1. 15,80 •

Band 6: Reinhard Goltz / Nils Hansen / Stefanie Hose: Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins. 197 S. ISBN 3-928326-36-8. 25,80 •

### Typisch Bauer!?! - Selbst- und Fremdbilder von der Landwirtschaft in Schleswig-Holstein.

Ein Bericht zur Ausstellung in der Meldorfer „Holländerei“ aus studentischer Sicht

*Anne Peper*

Bei dem ersten Blick in den Ausstellungsraum fiel eine monatelange Anspannung von uns allen ab. Diese hatte auf der Fahrt nach Meldorf zum Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftsmuseum am 4. April ihren Höhepunkt gefunden.

Der Tag der Eröffnung bedeutete das Ende einer langen und intensiven Phase der gemeinsamen Arbeit und ich denke, dass wir alle einerseits froh waren, sie hinter uns gebracht zu haben, aber andererseits schauten wir auch mit einem weinenden Auge zurück, denn es bedeutete gleichzeitig die Trennung einer zusammengewachsenen Gruppe.

Genau vor einem Jahr, im Sommersemester 2003, begann das erste Seminar bei Dr. Nina Hennig mit dem Titel: „Bauer – Landwirt – Agraringenieur. Selbst- und Fremdbilder von der Landwirtschaft in Schleswig-Holstein“ am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Der Kurs war von vornherein auf zwei Semester angelegt und beinhaltete, dass in Zusammenarbeit mit dem Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf und seinem Leiter Dr. W. Könenkamp eine Ausstellung zu dem Thema erarbeitet werden sollte. Mit einer Zahl von 21 Studentinnen und Studenten befassten wir uns unter anderem mit der Technisierung in der Landwirtschaft, der landwirtschaftlichen Bildung, der Organisation von Verbänden und Vereinen, mit bäuerlichen Autobiografien, der Landjugend sowie der einschlägigen Werbung und Fotografie. Die Recherche beschränkte sich erst einmal darauf, die Themen auf theoretischer Ebene zu erfassen. Erst durch zwei Exkursionen nach Meldorf während des Semesters wurde uns die praktische Seite dieser Ausstellung nahe gebracht. Dort zeigte uns Dr. Könenkamp zum ersten Mal „die Neue Holländerei“, den Raum, der für Sonderausstellungen im Museum genutzt wird. Langsam bekamen wir eine Vorstellung von den zukünftigen Aufgaben, die noch vor uns lagen. Eine weitere Exkursion in den Semesterferien zur Landwirtschaftsmesse NORLA, an der einige Studentinnen und Studenten aus unserer Gruppe teilnahmen, bot weitere Einblicke in einzelne Gebiete unseres Seminars.

Im Oktober 2003 begann dann der zweite, anschließende Kursus. Leider mussten wir auf einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit ihren Themen aus dem vorangegangenen Semester verzichten, da sie das Seminar aus zeitlichen Gründen nicht mehr



Abb. 1: Plakat zur Ausstellung.

fortsetzen konnten. Es kamen jedoch „neue Gesichter“ dazu, so dass unsere Gruppe sich neu zusammenfand. Für diejenigen, die Ausstellungsthemen betreuten, wurde es Zeit sich genau zu überlegen, was ausgestellt werden sollte. Es begann die Suche nach Objekten und Bildern.

Die neu Dazugekommenen arbeiteten sich in Themen wie Pressearbeit, verschiedene Arten von Ausstellungstexten und Museumspädagogik ein und stellten sie in Form von Referaten der ganzen Gruppe vor. Danach wurden zu einigen Themen wie Öffentlichkeitsarbeit, Präsentation, Gestaltung und Museumspädagogik Arbeitsgemeinschaften gebildet. Diese Gruppen beschäftigten sich mit den zusätzlich anfallenden Aufgaben, die so eine Ausstellungsvorbereitung mit sich bringt, zum Beispiel mit der Gestaltung eines Plakates, mit der Planung von Führungen durch die Ausstellung oder damit, wie die Ausstellungsobjekte präsentiert werden sollten. Diese Arbeitsgemeinschaften trafen sich an gesonderten Terminen außerhalb der Seminarsitzungen. Zu den Vorbereitungen der Ausstellung gehörte für die Studentinnen und Studenten, die ein eigenes Thema betreuten, das Schreiben eines Textes für einen Katalog zur Ausstellung. Dieser Katalog stellt die einzelnen Themen in

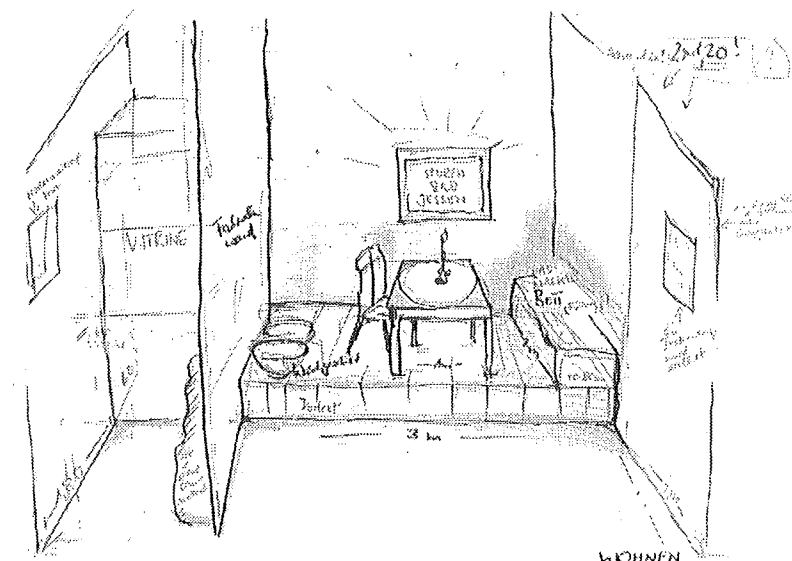


Abb. 2: Skizze mit Präsentationsideen zum Themenbereich „Wohnen“.



Abb. 3: Der Themenbereich „Wohnen“ in der Ausstellung.



längeren Textformen mit Bildmaterial vor, so dass der interessierte Besucher sich noch weiter in die Themen vertiefen kann.

Die Entfernung zwischen Kiel und Meldorf hat die Vorbereitungen zur Ausstellung nicht gerade erleichtert. Eine zweistündige Fahrt wurde manchmal zwar notwendig, wenn der Kontakt über das Telefon oder Internet anstehende Fragen und Überlegungen nicht beantworten konnte. Die Schnittstelle zwischen uns und Meldorf blieb häufig Dr. Nina Hennig. Sie erinnerte uns an Termine oder noch zu erledigende Aufgaben, und sie war es auch, die den Gesamtüberblick über unsere Gruppe beibehielt.

Obwohl wir manchmal sicherlich nicht gedacht hätten, dass die Ausstellung jemals fertig in ihrem Raum stehen würde, hat es zum Schluss doch ein gutes Ende gefunden. Hiermit sei auch den Mitarbeitern des Museums und Dr. Könenkamp gedankt, die unsere Konzepte und Vorstellungen durch den Aufbau in die Realität umgesetzt haben.

### **Erhöhung der ermäßigten Mitgliedsbeiträge**

Vorstand und Beirat der GVSH schlagen vor, die ermäßigten Jahresbeiträge für Schüler, Studierende, Arbeitslose und Geringverdienende von 6 • auf 12 • anzuheben. Grund dafür ist, dass die Druckkosten der „TOP“ inzwischen auf etwa 12 • für zwei Einzelhefte pro Jahr angestiegen sind und mit der Beitragserhöhung abgedeckt wären. Vorbehaltlich des Beschlusses der Mitgliederversammlung sollen die Beiträge zum 1.1.2005 angehoben werden. Wir bitten um Verständnis!

Vorstand und Beirat

## **Kindheitsmuseum in Schönberg: Zeit für ein Resümee**

*Marta Sakmirda*

Der gemeinnützige Trägerverein Kindheitsmuseum wurde 1988 gegründet. Das Kindheitsmuseum konnte 1990 geöffnet werden, nachdem die Gemeinde Schönberg die Räume im alten Probsteier Amtsgericht zur Verfügung gestellt hatte. Eine Gruppe von Freunden, die – etwa gleichen Alters – ähnliche Erfahrungen in Kindheit und Jugend machten (Nazidiktatur, Kriegs- und Nachkriegszeit), bestimmte durch ihr Engagement das Konzept und die Art der Darstellung der Inhalte. Eine Konzeptgruppe, in der ca. 10 Mitglieder mitwirkten, erarbeitete 1991/92 Zeittafeln mit auf die Kindheit bezogenen Daten und die historisch (möglichst) exakte Einordnung der Dokumente und Exponate.

Am Anfang gab es nur die Idee und eine kleine Sammlung von Exponaten: Spielzeug, Möbel, Kleidung, Literatur, Dokumente, vor allem viele Fotos, überwiegend aus den Familien der GründerInnen und Mitglieder. Sie wurde durch Leihgaben und zunehmend durch Geschenke von Besuchern zu einem ansehnlichen Bestand ergänzt.

Welche Inhalte im Museum präsentiert werden sollten, belegt am besten ein Auszug aus der Konzeptbeschreibung:

„Kindheit wird allgemein als ein Lebensabschnitt angesehen, in dem Einflüsse und Eindrücke am stärksten wirken und von nachhaltiger Bedeutung für die weitere Entwicklung der Persönlichkeit sind. Wir wollen deshalb versuchen, ein möglichst komplexes Bild von Kindheiten einzelner Zeitabschnitte zu umreißen. Lücken, Verzeichnungen und das Setzen von Schwerpunkten je nach Sichtweise und vorhandenem Material sind Risiken, die eingegangen werden müssen. Ständiges Korrigieren im Zusammenwirken mit Zeitzeugen und Wissenschaftlern ist erwünscht und kann die Darstellung weiter entwickeln und lebendig erhalten.“

Die Darstellung von Kindheit soll verschiedene Landschaften und soziale Schichten einbeziehen. Dabei werden folgende Aspekte beachtet:

- Beziehung Eltern/Kind, Großfamilie/Kleinfamilie, Auflösungserscheinungen,
- soziales Umfeld (Wohnen, Arbeiten),
- Kinderarbeit und Kinderschutz,
- Kleinkinderziehung,
- Kleidung,

- Spiel- und Lesegewohnheiten,
- Kindheit im Krieg und unter der Diktatur,
- Spiel und Rollenzuweisung,
- Spiel und Technik,
- Kinder als Werbemedien,
- Umwelt und Gesunderhaltung,
- Kinder und Medien,
- Bewahrung von Kinderkultur.

Im Erfassen des Zeitabschnittes werden wir uns eine Beschränkung auferlegen. Es sollen vorwiegend die letzten 9 – 10 Jahrzehnte einbezogen werden“.

Den Gründern und Gründerinnen wurde erst bei der Arbeit deutlich, welches umfangreiche Programm sie sich mit diesem Konzept auferlegt hatten. Und doch zeigen die Ausstellung und die Reihe der Sonderausstellungen, dass viele der vorgegebenen Themen behandelt oder zumindest berührt oder im museumspädagogischen Programm aufgegriffen wurden.

Kindheit seit 1890 – das sind jetzt 114 Jahre, und mit jedem zu beschreibenden Zeitraum wächst der Raumbedarf. Schon jetzt fehlt das letzte Jahrzehnt. Eine Möglichkeit zur Erweiterung besteht zur Zeit nicht. Eine denkbare Alternative wäre, auf die chronologische Darstellung zugunsten einer thematischen Aufteilung zu verzichten, d.h. einer Darstellung der Geschichte der Produkte, der Spielgewohnheiten, der Moden, der Literatur (was teilweise in den Sonderausstellungen geschieht). Es würde allerdings bedeuten, dass die jetzt vorgegebene Zuordnung der Objekte zu den Zeiträumen vermehrt in den Köpfen der Besucher und Besucherinnen stattfinden muss. Den NachfolgerInnen der Gründer und Gründerinnen bleibt die spannende Aufgabe, die jüngste Vergangenheit bis zur Gegenwart der Kindheit zu dokumentieren und dafür ein Sammlungskonzept zu entwerfen.

### Sonderausstellung – Chance oder Last?

Wie andere Museen müssen wir uns entscheiden zwischen dem uns wichtig erscheinenden Thema, das uns und andere herausfordert, und dem schönen, attraktiven, das die Besucher magisch anzieht. Im einen oder anderen Fall ist wohl beides möglich. Was hat das Kindheitsmuseum an wichtigen und/oder attraktiven Sonderausstellungen (auf kleinstem Raum) hervorgebracht? Hier nur eine Auswahl der Themen:

„*Fröbels Idee - Material aus der Geschichte der Kleinkinderziehung*“ (1992)

- unter Mitwirkung einer Dozentin der Erzieherfachschule in Herne (über allem

dräute das finstere Porträt Fröbels, daneben Kaiser Wilhelm II., der wohl auch Fröbelsche Kindergärten schmückte);

„*Spiele vor der Tür*“ (1994)

- sie sind ohnehin vor der Tür des Museums möglich;

„*Ein Stück Elternhaus – wie Kinder wohnten*“ (1995 und 1996)

- mit Kinderzimmern und Küche, begleitet von einer Besucherumfrage, von Dr. Nils Hansen vom Seminar für Volkskunde der Universität Kiel gestellt und ausgewertet;

„*Säugling im Haus*“ (1997)

- damals (?) eher Mütter- und Mädchensache;

„*Technik im Spiel – Entwicklungsgeschichte der Baukästen*“ (1998)

- damals (?) eher Jungensache;

„*Daumenkino – als die Bilder laufen lernten*“ (1999)

und mit einigen Änderungen und anderem Titel

„*Von der Zaublaterne und dem Geheimnis der dunklen Kammer*“ – *Vorgeschichte des Kinos* (2000)

- stieß auf großes Publikumsinteresse;

„*Schatzkiste*“ (2001 und 2002),

- das Kindheitsmuseum zeigte seine Bestände.

Ein großes Thema für unser kleines Museum war und ist (bis Oktober 2004) die Sonderausstellung „Zeigt her eure Kleider ... – von Sonntagskleidern und Markentklamotten“. Die räumliche Enge erlaubte keine chronologische Darstellung. Die Arbeitsgruppe entschied sich für thematische Gegensatzpaare: Beispiele aus der Bürger- und Arbeiterschicht, Veränderung der Trage- und Pflegeeigenschaften, kaufen und selbst herstellen, darüber hinaus die schönen „Weiße-Wäsche-Kleider“. Es zeigte sich, dass Alltagskleidung und die Kleidung ärmerer Schichten kaum bewahrt, sondern einfach „aufgetragen“ wurden. Am Schluss des kurzen Ausstellungsrundganges wird auch der Uniformzwang autoritärer Regime einbezogen. Das Thema wird durch MuseumspädagogInnen während einiger Freitags-Spieleaktionen begleitet, wie bei fast allen Sonderausstellungen.

### Museumspädagogisches Projekt

Das Museum wendet sich im Wesentlichen an erwachsene BesucherInnen, ist also bei Kindern auf die pädagogische Vermittlung durch Fachkräfte angewiesen. Im Rahmen der Freitags-Spieleaktionen wurden und werden Spiele im Freien und das Üben alter Fertigkeiten angeboten. Im Museum gibt es Spielecken, die thematisch

zugeordnet sind. Für Gruppen und Schulklassen gab es bis 1998 keine besonderen Angebote.

In den Jahren 1998 bis 2001 konnte das Kindheitsmuseum mit einem zweijährigen Volontariat, einem Förderprogramm und einem Jahr geringfügiger Beschäftigung eine Museumspädagogin im Rahmen von Teilzeitverträgen und gemeinsam mit anderen Museen und dem Landesmuseumsamt beschäftigen. Seit dieser Zeit hat sich das Museum Kindern und Jugendlichen verstärkt zugewandt. Für diesen Zweck wurde 1997 ein Erweiterungsbau errichtet. Inzwischen haben während der Sommermonate jeweils 30 bis 50 Klassen und Gruppen das Kindheitsmuseum kennen gelernt.

Frau Kirsten Serocki-Pötzke M.A. entwickelte für das Kindheitsmuseum das Konzept für ein museumspädagogisches Pilotprojekt, das sie wie folgt beschreibt:

„Aktives Erleben der Museumsinhalte konnte mit einem museumspädagogischen Volontariat erweitert bzw. neu initiiert werden. Im ersten Jahr konzentrierte sich die Arbeit in erster Linie auf Beratung und personelle Betreuung von Schulklassen sowie weiteren Kinder- und Jugendgruppen.

Verschiedene Themen wurden für bestimmte Altersstufen zu einer Aktion aufbereitet. Für Kinder im Grundschulalter, die das erste Mal ins Kindheitsmuseum kommen, eignet sich besonders die Aktion „Wie sahen die denn aus ...?! – Kinderbildnisse früher und heute“. Die Kinder schauen alte Fotos an und beschreiben, was ihnen an Frisuren, Kleidung, Accessoires, Gesichtsausdruck und Körperhaltung auffällt. Auch mit Hilfe von Museumsspielen wie „Mein Lieblingsstück“ oder „Pantomimi, Panto-ma, Panto-mime“ lässt sich ein persönlicher Zugang zu den Exponaten finden. In „Einmal in der Woche ging's in die Wanne - Hygiene und Körperpflege früher und heute“ werden den Kindern durch ein Waschschüssel-Set, das Hineinsteigen in eine Zinkbadewanne und das Riechen an Kernseife Unterschiede zu heute deutlich. Auch zu dem ersten Thema Kinderarbeit wurde ein spielerischer Einstieg gewählt. In der Aktion „Ich bau 'ne Burg – ich sortier' jeden Tag Klötze und mal sie an“ finden Kinder über das anfängliche Spielen mit verschiedenen Baukasten-Sortimenten zur Spielzeugherstellung durch Kinder in Form von Heimarbeit. Für ältere Kinder und Jugendliche bieten Aktionen wie „Trotz Strand und Sonne Ängste und Sorgen – Erweiterte Kinderlandverschickung im Nationalsozialismus“ oder „Von Leibesübungen und Drill zu Fit & Fun“ Einblicke in die Gefühle von Kindern und Jugendlichen, die in früheren Zeiten zumeist unfreiwillig an den Evakuierungsmaßnahmen und an den



Abb. 1: Museumspädagogische Aktion „Kinderbildnisse früher und heute“.

Sportprogrammen zur Zeit des Nationalsozialismus teilnehmen.

Zu den pro Saison präsentierten Sonderausstellungen werden auch Aktionen angeboten. 1999 lag der Schwerpunkt auf der Entwicklung von Museumsspielen für Groß und Klein, insbesondere für Familien. Sie bedürfen nicht unbedingt einer personellen Betreuung, sondern liegen mit Spielanleitung und nahezu alle kostenlos an der Kasse bereit. Die Museumsgeister Josephine und Kasimir nehmen die Besucher mit auf eine geräuschvolle Reise, mit den Museumsdetektiven Nina und Jan verfolgen die Kinder die heiße Spur zu den Exponaten, oder ein Kindheitsmuseums-Quartett lässt sich anfertigen“.

### Wie geht es weiter im Kindheitsmuseum?

Die Personalsituation ist in den Sommermonaten dank 20 ehrenamtlicher Aufsichtspersonen und mit Hilfe von Honorarkräften und geringfügig Beschäftigten gerade noch zu bewältigen. Sie erlaubt aber kaum eine Ausweitung der Aktivitäten wie besondere museumspädagogische Angebote oder eine Erweiterung der Ausstellungen. Die Geschäftsführung obliegt dem ehrenamtlich tätigen Vorstand. Die Gemeinde Schönberg beteiligt sich mit der Bereitstellung der Räume und projektbezogenen Zuschüssen. Das ist angesichts zweier weiterer Museen eine starke finanzielle Leistung der knapp 7000 Einwohner zählenden Gemeinde. Der FördererInnenkreis und die Zahl der Mitglieder (ca. 60) müssten erweitert werden. Die Zahl der BesucherInnen beträgt im Schnitt der letzten vier Jahre 5700 bei fünf Monaten Öffnungszeit. Sie schwankt mit der Zahl der Feriengäste des Ortes und den sommerlichen Temperaturen trotz ständiger Werbeanstrengungen.

Der Wechsel der Generationen im Vorstand hat begonnen und vollzieht sich nicht ganz unproblematisch, vor allen Dingen im Hinblick auf die Bereitschaft jüngerer Menschen, sich mit einem kontinuierlichen ehrenamtlichen Engagement zu binden.

Die Fragen lauten: Hat das Museum eine Lücke in der Museumslandschaft gefüllt? Wird es gebraucht und deshalb akzeptiert und über die Gemeindeebene hinaus gefördert?

**Geöffnet:** Mitte Juni bis Mitte September (bitte genauere Daten erfragen s.u.);  
Di.-So. 14-18 Uhr, Do. auch 10-12 Uhr;  
Gruppenbesuche sind auch außerhalb der Öffnungszeiten möglich.

### Kindheitsmuseum e.V.

Knüllgasse 16,  
24217 Schönberg  
Tel. 04344-6865  
www.kindheitsmuseum.de  
Info@kindheitsmuseum.de

### Ort. Arbeit. Körper. Zur Ethnografie europäischer Modernen 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 5. bis 8. Oktober 2003

*Brigitta Schmidt-Lauber*

Mit Spannung konnte der 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 5. bis 8. Oktober 2003 in Berlin zum Thema „Ort. Arbeit. Körper. Zur Ethnografie europäischer Modernen“ erwartet werden, nachdem im Vorfeld wieder neue Kontroversen um die Bestimmung des Faches, besonders in Hinblick auf seine Ethnologisierung, entbrannt waren. Zwar blieb die Frage nach der Ausrichtung des „Vielnamenfaches“ ein fortwährender Referenzpunkt und wurde die fachimmanente Selbstreflexion besonders von Gästen aus anderen Disziplinen als Auffälligkeit registriert – namentlich Helmut Berking (Darmstadt) kommentierte sie –, dennoch war eine Klärung von Grundsatzfragen zur kognitiven Identität des Faches weder Ziel noch Ergebnis des Kongresses. Vielmehr kam eine Vielfalt an Forschungen und programmatischen Entwürfen zu einzelnen, über das Kongressthema aufgeworfenen Inhalten zum Vorschein, die Bernhard Tschofen (Wien) in seinem Abschlussvortrag dazu veranlasste, den Kongress als Abbild für die Pluralität volkskundlich-ethnologischer Forschung zu akzentuieren statt das Fach hermetisch abzugrenzen und festzulegen.

Die Themenstellung mochte als beliebige Addition von Begriffen erscheinen. Doch auch wenn die titelgebenden Stichworte – Ort, Arbeit, Körper – auf unterschiedlichen Ebenen der Kulturanalyse ansetzen, lässt sich eine Gemeinsamkeit notieren: Alle drei Begriffe stellen lange Zeit für zentral gehaltene Kategorien kulturwissenschaftlicher Forschung in den Mittelpunkt, die im Zuge gesellschaftlicher Transformationsprozesse einer Überprüfung und (Neu-)Bestimmung unterzogen werden. Große Theorieentwürfe, die diesem Wandel Rechnung tragen, sollten mit empirisch-ethnografischen Befunden konfrontiert und differenziert werden, so hieß es im Call for Papers. Berlin als Locus und Fokus dieses Gesellschaftswandels zum Austragungsort und zwar gerade am „Wiedervereinigungswochenende“, so der Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin Peter-Klaus Schuster (Berlin), zu wählen, hatte durchaus symbolischen Charakter, vergegenwärtigt doch gerade diese Stadt das Nebeneinander von Lebensbedingungen und -orientierungen, Geschichtsreferenzen und -brüchen besonders offensichtlich. Das letzte Mal fand vor 20 Jahren im damals geteilten Berlin ein Kongress der dgV statt, der mit der Thematik „Großstadt“ ein neues Forschungsfeld des Faches initiieren wollte, woran

Silke Götttsch (Kiel) in ihren einleitenden Worten erinnerte.

Stadtrundgänge und Museumsbesuche boten den Kongressteilnehmerinnen und Teilnehmern im Vorfeld die Möglichkeit, sich atmosphärisch einzustimmen. Nach der Eröffnung der aus dem Amt scheidenden Vorsitzenden der dgV, Silke Götttsch (Kiel), sowie den Grußworten des Schirmherrn, Bundestagspräsident Wolfgang Thierse, verlesen von Wolfgang Kaschuba (Berlin), des Vizepräsidenten der Humboldt-Universität sowie des Generaldirektors der staatlichen Museen leitete am Sonntag Abend (5. Okt. 2003) Gisela Welz (Frankfurt a.M.) das Zusammentreffen der rund 650 Teilnehmer inhaltlich ein, indem sie in ihrem Eröffnungsvortrag eine programmatisch angelegte Bestimmung der „Ethnografie europäischer Modernen“ vornahm. Ausgehend von der diskursiven Verschiebung Europas im Rahmen der Osterweiterung der EU fokussierte sie hierarchisierende Definitionen „Europas“ sowie den Perspektivwechsel der Gesellschaftstheorie hin zu einer Pluralität „multipler Modernen“, mit dem der Absolutheitsanspruch der (west-)europäischen Moderne in Frage gestellt wurde und die jeweiligen Verflechtungen zwischen lokalen Phänomenen und globalen Prozessen in den Blick gerieten. Für die in ihrer politischen Relevanz herausgestrichene Aufgabe einer sozialanthropologisch auszurichtenden Europäischen Ethnologie, die Prozesse und kulturellen Konsequenzen der Europäisierung nämlich ethnografisch zu beobachten, schlug Welz neben organisations-ethnologischen, auf Institutionen und politische Eliten ausgerichteten Erhebungen besonders den Zugang von den „Rändern“ Europas und von „unten“ her vor. Aber auch geteilte soziale Praxen und „europäische“ Produkte böten sich als Untersuchungsfelder an. Zugleich mahnte sie eine Befragung geläufiger Arbeitsweisen an und reflektierte dabei besonders die Bedeutung der (volkskundlichen) Feldforschungspraxis der „Stippvisite“ gegenüber dem ethnologischen Konzept des langfristigen stationären Forschungsaufenthalts.

Bereits im Eröffnungsvortrag zeichnete sich damit der erste den Kongress durchziehende Diskussionspunkt an: das Ringen um eine Bestimmung Europas und das Abrücken von vorgeprägten Deutungsfolien wie der einer singulären (europäischen) Moderne. Der theoretischen Kontextualisierung wie empirischen „Sichtbarkeit“ Europas war auch der Plenarvortrag von Reinhard Johler (Tübingen) am folgenden Morgen (6. Okt. 2003) gewidmet. Mit Blick auf „europäische Orte“ thematisierte er die Reorganisation von Territorialität sowohl in Form der Verräumlichung Europas als auch der Europäisierung des Raums. Um dem neuen Zusammenhang von Lokalität und Europäisierung einen Ausdruck zu geben und die Aufmerksamkeit auf die institutionellen und symbolischen Beziehungen zwischen unterstaatlicher und überstaatlicher Ebene zu lenken, schlug Johler in Anlehnung an den Begriff „lokal“ den Terminus „EU-lokal“ vor. Wie sich dieses jeweilige Geflecht symbolisiert, repräsentiert

tiert und materialisiert, exemplifizierte er anhand der Städte Wien, Tübingen und Lille, indem er Repräsentationen von Europa aufzeigte und auf ihre ethnografische Beobachtbarkeit hinwies. Damit eröffnete Johler konkrete Forschungsfelder auf das „Europa in den Köpfen“ wie in den Dingen, bei denen Orte nicht allein als Bedeutungsträger, sondern zugleich als Bedeutungskonstrukteure zur Geltung kommen. Mit Gerhard Haupt (Bielefeld) bestieg im Anschluss ein Historiker das Podium, um die Wirkungskraft der nationalen Deutung des Raums historisch abzuleiten. In seinem Plenarvortrag näherte er sich der Problematik weniger aus alltagshistorischer als eher aus politik- und ideengeschichtlicher Sicht. Als Beispiel nannte Haupt die Diskussion um „natürliche Grenzen“ und zeigte (vor allem im Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich) unterschiedliche Strategien und Problemlagen auf, Räume national zu besetzen und die Nation zu territorialisieren. Neben Pluralisierungs- und Homogenisierungstendenzen der Nationsdeutung reflektierte er besonders die Zusammenhänge zwischen nationaler und regionaler Identifikation.

Einen häufigen Referenzpunkt für die weiteren Kongresstage bot der Ethnologe Thomas Hauschild (Tübingen) mit seinem am Abend des 6. Okt. 2003 gehaltenen Plenarvortrag zum Thema „Symbolsystem, Störung und neue Synthesen: Zur Volks- und Völkerkunde des Körpers“. Gemeinsame Anliegen und divergente Entwicklungen der Disziplinen aufzeigend, erinnerte er darin besonders an die historisch-philologische Tradition der Volkskunde und verwies auf ihre Relevanz für eine neue „post-dekonstruktivistische“ Anthropologie des Körpers im Verbund der Ethnowissenschaften. Im Bemühen, die kulturwissenschaftliche Bedeutung des Körpers nicht länger allein auf Diskurse und Metaphern zu bannen, sondern der leibhaftigen Erfahrung, dem Körper als Prägung und somit auch physiologischen Zusammenhängen erneute Geltung zu verschaffen, argumentierte Hauschild für eine neue Synthese idealistischer und materialistischer Denktraditionen zum Verhältnis zwischen Natur und Kultur, für die fachgeschichtliche Vorlagen – namentlich die Arbeiten von Rudolph Kriss sowie Will-Erich Peuckert – Inspirationen zu bieten vermögen. Mehr Diskussionsstoff für den weiteren Kongress als die anvisierte Wende zu einem neuen Realismus des Körperlichen stellten jedoch die Ausführungen zur tagenden Disziplin dar. Was die einen Zuhörenden als Bestätigung „volkskundlicher“ Fachtraditionen rezipierten – Hauschild warnte explizit als Ethnologe, Fachkompetenzen zugunsten einer Ethnologisierung zu vernachlässigen, womit er den Zuspruch derer erhielt, die in Diskussionsbeiträgen die fehlende historische Tiefe in den Kongressvorträgen einklagten –, sahen die anderen als Platzverweis des Faches aus dem Feld der empirischen ethnologischen Forschung. Intendiert waren Hauschilds Ausführungen jedoch mehr als Aufforderung zum notwendig gemeinsamen Ringen von „Volks- und Völkerkunde“ für eine selbstreflektierte, historisch-soziale Anthropolo-

gie des Körpers und damit als Anerkennung der Nachbardisziplin – zumal der Redner explizit und bekanntermaßen über die Fächergrenzen schießt.

Das Thema Europa rückte wiederum am Abend des zweiten Kongresstages, 7. Okt. 2003, in den Mittelpunkt. Moderiert von Wolfgang Kaschuba (Berlin), fand unter dem Titel „Altes und neues Europa: Differenz und/oder Einheit?“ anstelle des öffentlichen Abendvortrags eine Podiumsdiskussion statt, bei der die Islamwissenschaftlerin Gudrun Krämer (Berlin), der Historiker Hans-Ulrich Wehler (Bielefeld), Joscha Schmierer (Berlin) vom Planungsstab des Auswärtigen Amtes und Peter Niedermüller (Berlin) kontrovers über Grundlagen und Probleme einer (Neu-)Bestimmung Europas besonders in Hinblick auf die Osterweiterung argumentierten. Der zentrale Disput betraf die Frage nach der kulturellen Plausibilität der Grenzziehung Europas und ihrer politischen Dimension: Während Wehler die kulturelle Einheitlichkeit Europas herausstrich und die europäischen Grenzen – vor allem nach Osten gegenüber der Türkei – geradezu essentialisierte, argumentierte Krämer gegen die postulierte kulturelle Homogenisierung „des Islam“ und verwies Niedermüller auf die Pluralität Europas. Auch Schmierer strich als Grundlagen der EU mehr historisch-politische und ökonomische Zusammenhänge denn kulturelle Gemeinsamkeiten heraus. Die heterogene Inanspruchnahme des Kulturbegriffs trat in dieser Diskussion ebenso zum Vorschein wie das Fortleben eingängiger, kulturtheoretisch gebundener Begriffe wie des „Kulturkreises“ besonders im nicht-kulturwissenschaftlichen Diskurs. Zugleich wurden auch in der kulturwissenschaftlichen Argumentation Probleme bei der Präzisierung der europäischen Pluralität offensichtlich, die verleitet ist, das plurale Europa auf ein Nebeneinander unterschiedlicher Nationen zu reduzieren und damit den prozessualen, praxisbezogenen Kulturbegriff geradezu zu konterkarieren.

Die Plenarvorträge am Morgen des dritten Kongresstages, 7. Okt. 2003, ließen sich als Plädoyers für eben diesen dynamischen Kulturbegriff verstehen. Thomas Hengartner (Hamburg), der auf der Mitgliederversammlung zum neuen Vorsitzenden der dgV gewählt wurde, bekräftigte sein Anliegen, die Stadt als volkswissenschaftliches Forschungsfeld zu bestimmen. Mit Rekurs auf die „Totalität des Lokalen“ (Hannerz) forderte er, verstärkt die Anmutungsqualitäten der gebauten Struktur in ihren Auswirkungen auf die Alltags- und Praxisdimensionen zu untersuchen. Entgegen den geläufigen Implikationen von Urbanität visierte er „banale Ereignisse“, nicht nur großstädtische Untersuchungsfelder ebenso wie die „sesshafte Stadt“ an, anhand derer Urbanität als prozessuale Größe vom Menschen her zu fassen sei. Als aktuelles Phänomen städtischer Entwicklung verwies Hengartner schließlich auf die Neuaushandlung und zunehmende Limitierung von Öffentlichkeit. Im Anschluss referierte Peter Niedermüller (Berlin) über „Transformationen der Moderne. Ein Ost-

West-Vergleich?“ und untermauerte damit sein am Vorabend geäußertes Statement zur Pluralität europäischer Modernen. Auch hier kam wie schon im vorausgehenden Vortrag das Einwirken etablierter Bilder auf die kulturwissenschaftliche Forschung zur Sprache, indem der Referent auf Verkürzungen volkswissenschaftlich-ethnologischer Analyse durch Homogenisierungen und Dichotomisierungen von „Ost“ und „West“ sowie von „Tradition“ und „Moderne“ verwies. Statt der Fokussierung auf bzw. Kulturalisierung von Differenzen forderte Niedermüller dazu auf, „Ost-“ und „Westeuropa“ als flexible Gebilde zu untersuchen. Am Ende des Kongresses griff Bernhard Tschofen (Wien) dieses Anliegen auf, als er im Abschlussvortrag von der Gefahr, in Dichotomien zu denken, sprach und die für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie so zentralen Begriffe von Tradition und Moderne als Spannungsfeld statt als Oppositionen umriss.

Am Nachmittag des letzten Kongresstages, 8. Okt. 2003, stand mit Angela McRobbie (London) eine renommierte Vertreterin der Cultural Studies auf dem Podium, die in ihrem Vortrag „Creativity ... as New Labour Process“ eine kritische Auseinandersetzung mit der kulturpolitischen Instrumentalisierung von Kreativität bzw. Kreativen durch die Politik der Blair-Administration bot und die „Kulturalisierung der Politik“ reflektierte. McRobbie demonstrierte die angelsächsische Wissenschaftskultur, indem sie in einem wohlthuend frei gehaltenen Vortrag die Abhängigkeiten, Bedingungen und Widersprüche freier, scheinbar marktunabhängiger kreativer Arbeit aufzeigte, deren Protagonisten sich selbst den Zwängen der New Economy unterwerfen. Ihr Thema illustrierte sie an empirischen Beispielen aus der Metropole London und verdeutlichte dabei zugleich methodische Konsequenzen.

Den Abschlussvortrag hielt im Anschluss Bernhard Tschofen (Wien). Unter dem Titel „Arbeit am Korpus. Vom Ort der Europäischen Ethnologie“ bot er Rückblicke auf den Kongress, ohne in den Duktus einer moralisierenden Nachpredigt zu verfallen. Am Beispiel der Bukowina reflektierte Tschofen in dichter Beschreibung zentrale Diskussionspunkte des Kongresses und überprüfte die Tragweite referierter Deutungsmodelle für das ethnografische Fallbeispiel. Ausgehend hiervon formulierte er fünf gezielt allgemein gehaltene Plädoyers für die kulturwissenschaftliche Forschung, mit denen er Vorlagen für einen Konsens bot: Dabei sprach er sich mit Blick auf die mehrfach auch von anderen Referenten (wie besonders Gisela Welz und Peter Niedermüller) konstatierten multiplen Modernen für eine Ethnografie sowohl der Gleichzeitigkeiten als auch eine multitemporale Forschung aus, die sich nicht mit dem von Hauschild hervorgehobenen historisch-philologischen Zugang begnügt. In methodologischer Hinsicht forderte Tschofen weiterhin reflexive Forschung, die nach den Entstehungsbedingungen der Quellen fragt. Weiter argumentierte er für eine Ethnografie des Konkreten, womit er für Dinge, die als Praktiken

lesbar sind, zu sensibilisieren suchte und das Übergewicht kritisierte, das in Diskursen gespeichertes Wissen mitunter erfährt. Und schließlich plädierte Tschofen, wie einleitend erwähnt, für ein selbstbewusstes Fachverständnis, das auf pluralen Konzeptionen Europäischer Ethnologie basiert und sich einseitigen Homogenisierungsversuchen verschließt. Zu einer Diskussion der angebotenen Übereinkunft zwischen Kohärenz und Pluralität kam es – der Gattung Schlussvortrag gemäß – indes nicht.

Neben den acht Plenarvorträgen standen sieben Panels und sechs Sektionen zur Auswahl, die thematisch nach den Kongresstitelstichworten gebündelt waren. Ergänzt wurden sie durch ein studentisches Panel, eine Forschungssektion sowie ein „offenes Fenster“. Dabei wurden jeweils drei (bzw. vier) Vortragsblöcke parallel abgehalten. Entsprechend dieser Kongressstruktur sollen nachfolgend die insgesamt 50 Vorträge nicht allein nach chronologischen Gesichtspunkten geordnet, sondern die Diskussionsstränge zugleich nach inhaltlichen Kriterien zusammengefasst werden. Vorträge zu den Stichworten Körper, Ort und Arbeit werden also nacheinander vorgestellt. Aus der Tatsache, nicht zeitgleich an unterschiedlichen Orten durch körperliche Anwesenheit der Arbeit als Kommentatorin nachgehen zu können, erklärt sich, dass hier nur aus einzelnen Veranstaltungen (speziell zum Begriff „Ort“) persönlich berichtet werden kann. Dankenswerterweise haben sich aber auch zu den anderen Themenblöcken Berichtende zur Mitarbeit bereit erklärt, deren Fazit hier Berücksichtigung findet<sup>1</sup>.

Zunächst zum Stichwort „Körper“. Fragen zur Erfahrung, Bedeutungszuschreibung und Erforschung dieser Kategorie standen in den verschiedenen Sektions- und Panelvorträgen im Vordergrund. In der von Susanne Regener (Wien) geleiteten Sektion über „Körpermodellierungen“ wurden zunächst am Vormittag des 5. Okt. 2003 Körperbilder und performative Praxen thematisiert. Der Einfluss von (vor allem medial vermittelten) Körperidealen auf die reale Körpererfahrung und -gestaltung bildete den gemeinsamen Diskussionsrahmen. Zugleich wurde die Frage nach Möglichkeiten, alternative Bilder von Schönheit und Körper zu verwirklichen, diskutiert. Die vier Referentinnen hatten das Thema anhand empirischer Beispiele und aus theoretischer Sicht erörtert. So setzte sich Birgit Spies (Tübingen) mit dem aktuellen feministischen und sozial- und kulturwissenschaftlichem Körperverständnis auseinander und verfolgte damit besonders die Frage nach der Bedeutungszuschreibung des menschlichen Körpers als Rohmaterial versus als Effekt. Ihre Kritik bezog sich vor allem auf die Metapher der „Einschreibung“, die den Körper ausschließlich als

Rohmaterial in den Blick nimmt und damit die Diskursfähigkeit von Natur und Kultur preisgibt. Als Fallbeispiel brachte zunächst Tatjana Eggeling (Göttingen) Körperbilder in der homosexuellen Sportbewegung zur Sprache und reflektierte die Bedeutung des geschlechtlichen Körpers sowie des Körpereinsatzes zur performativen Erzeugung von Geschlecht und lesbisch-schwulen Vergemeinschaftungen. Am Beispiel des in der Umkleidekabine sichtbaren Modeverhaltens illustrierte Elke Gaugele (Köln) anschaulich alltägliche (weibliche) Körperkonzepte und ihre Verschränkungen anhand der Konfrontation des subjektiven Körperbildes mit gesellschaftlichen Normvorstellungen. Die Normierung des (weiblichen) Körpers war auch Thema von Dagmar Hänel (Bonn), die sich Gesprächen im (Anonymität und spielerische Optionen bietenden) virtuellen Raum widmete und den Körperdiskurs anhand eines Dessous- und Body-Chats untersuchte.

Zurichtungen des Körpers und damit Begrenzungen der Erfahrung waren auch am Nachmittag in einer von Karl Braun (Marburg) geleiteten Sektion das Thema. Ausgehend von einer Versuchsstelle zur Erforschung landwirtschaftlicher Frauenarbeit in Deutschland untersuchte Elizabeth Bright Jones (Colorado) Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen (geschlechterspezifischen) Körperbildern und Arbeitsformen zwischen 1918 und 1933. Körperstrategien im KZ fokussierte Guido Fackler (Würzburg). Er arbeitete den ambivalenten Stellenwert des Körpers im Lager heraus, der als Arbeitsinstrument „Überlebenskapital“ wie Objekt der Zerstörung war. Und der Medizinhistoriker Eberhard Wolff (Zürich) sprach über „die Modernisierung des jüdischen Körpers“ zwischen 1780 und 1850, wobei er Veränderungen des Körperverständnisses und der Körpererfahrung in Folge der jüdischen Aufklärung aufzeigte und Anpassungsstrategien, Zwänge und Widerstände innerhalb dieses Modernisierungsprozesses vor Augen führte.

Waren diese Sektionen mehr den gesellschaftlichen Normierungsprozessen des Körpers gewidmet, so rückten am kommenden Morgen, 7. Okt. 2003, methodische und theoretische Fragen in den Vordergrund: Den „Körper als ethnografisches Objekt“ problematisierten zwei von Michi Knecht (Berlin) und Stefan Beck (Berlin) organisierte Panels. Im Eröffnungsvortrag zum ersten Panel reflektierte Stefan Beck (Berlin) die methodischen und theoretischen Konsequenzen des postulierten „Endes des Körpers“ für die ethnografische Forschung und umriss mit seinen Ausführungen zu den Redefinitionen des Menschlichen wie des Natur-Kultur-Verhältnisses zentrale Diskussionspunkte für die Sitzungen. Verflechtungen von Natur und Kultur in den Konzeptionen des Körpers sowie die zu präzisierende interdisziplinäre Kooperation zwischen Natur- und Kulturwissenschaften bildeten so auch den übergeordneten Referenzrahmen. Die weiteren Beiträge der Panels bezogen sich auf konventionelle sowie neue Felder der ethnografischen Forschung, anhand derer

<sup>1</sup> Ich danke an dieser Stelle den Hinweisen von Laurin Diedrich, Silke Göttsch, Timo Heimerdinger, Gerrit Herlyn, Christoph Köck, Janina Kriszto, Johannes Moser, Christine Oldörp, Sebastian Scharte und Bernd Jürgen Warneken.

Körpererfahrungen und -vorstellungen und ihre Erforschung thematisiert wurden: Während Annemarie Gronover (Tübingen) Körpererfahrungen religiöser Akteure im gesellschaftlichen Kontext Palermos problematisierte und damit aus einem vergleichsweise klassischen Forschungsfeld referierte, führten die Vorträge von Susanne Lundin (Lund), Michi Knecht (Berlin) und Christine Holmberg (Bethesda) in neue Problemkontexte, indem sie den genetischen Diskurs (Lundin) und die Auswirkung biomedizinischer Diagnosetechniken auf die Körpererfahrung (Holmberg) analysierten bzw. der Konzeptionierung einer Ethnografie neuer Reproduktionstechnologien nachspürten (Knecht). Insgesamt deuteten die Vorträge gerade dieser Panels eine neue Dimension der alten Natur-Kultur-Kontroverse an, in der der naturwissenschaftliche Diskurs nach wie vor als zentrale Quelle fungiert, zugleich aber verstärkt zur Erweiterung des kulturwissenschaftlichen Deutungshorizontes herangezogen wird.

Zeitgleich fand das Panel „Hunger nach Schönheit. Das Streben nach ästhetischer Erfahrung als Basistrend europäischer Moderne“, organisiert von Kaspar Maase (Tübingen), statt. Es war der Relevanz ästhetischer Kriterien für die Alltagserfahrung in der spätmodernen Gesellschaft gewidmet. Maase selbst argumentierte für die stärkere kulturwissenschaftliche Berücksichtigung der Ästhetik als Alltagskategorie, als er in seinem Vortrag „Das moderne Projekt schönen Lebens“ skizzierte, das die Allgegenwart „schöner Dinge“ erkennen lasse. Dazu plädierte er für einen offenen, wertungsfreien Begriff des „Schönen“, der entgegen der Kompensationstheorie die sinnliche Erfahrung als Eigenwert einbezieht und Geschmack auf den Sinnhorizont der Akteure hin deutet. Zugleich wies Maase auf das kulturwissenschaftliche Forschungsdesiderat hin, das in Hinblick auf ästhetische Erfahrung als Kriterium der Lebensführung unterbürgerlicher, nicht-bildungsorientierter Europäerinnen und Europäer besteht. Über die Frage nach der Annahme ästhetischer Trends in der Alltagskultur und nach der Bedeutung von auf Genuss, Sinnlichkeit und Schönheit ausgerichteten Entscheidungen sprach Katrin Pallowski (Berlin), womit die Designwissenschaftlerin die Auseinandersetzung mit dem Gestaltungswillen der Bewohner selbst forderte. Sie illustrierte ihren Vortrag mit Ergebnissen einer Studie zum gegenwärtigen Wohnen in Berlin. Die Rezeption ästhetischer Vorlagen war auch das Thema von Ingrid Tomkowiak (Zürich), die in ihrem Vortrag den erfolgreichen US-amerikanischen Maler Thomas Kinkade mit seinen populären Vorstellungen des Schönen beäugte und die Erklärungsversuche für seinen Erfolg reflektierte.

Den Reigen zum Stichwort „Ort“ begann Regina Bendix (Göttingen) am Vormittag des 5. Okt. 2003 mit einem von ihr organisierten und geleiteten Panel zum Thema „Orte und Regionen: Ethnologische Ansätze zum politischen und ökonomischen

Umgang mit territorialen Begriffen in Europa“. Fokus der vier Vorträge war die Frage nach den Instanzen und Mechanismen der Bedeutungsaufladung und nach der Nutzung von Regionen und Orten. Konrad Köstlin (Wien) argumentierte gegen die Vorstellung vom „Wesen des Raumes“, indem er den Prozess der Herstellung, Bedeutungszuschreibung und diskursiven Aushandlung von Regionen akzentuierte. Das Insistieren auf Region bzw. die Behauptung regionaler Charakteristika und Einzigartigkeit wurden dabei als Spezifika der Moderne und als Kompensationsphänomene erkennbar. Damit nahm Köstlin zugleich eine wissenschaftssystematische Verortung des volkskundlichen Interesses an der Region vor. Aufgrund des unübersehbaren Bemühens, regionale Authentizität zu erkennen (und damit auch festzuschreiben), umschrieb Köstlin das Fach auch als eine „Form der Regionalisierung“. Konkret auf die Bedeutung kulturwissenschaftlicher Forschung zielte auch Walter Leimgrubers (Basel) Beitrag „Alpine Kultur: Welche Kultur für welchen Raum?“, der auf den wachsenden Einfluss besonders der Ökologie, Geographie und Klimaforschung bei den gegenwärtigen ökonomischen und politischen Prozessen des Alpenraumes hinwies, während die fachgeschichtlich so zentrale volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung alpiner Gebiete kaum mehr betrieben wird. Im Bemühen, drohenden Zerstörungen entgegenzuwirken, übernehmen Vertreter des ökologischen Diskurses den statischen Kulturbegriff der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, die sich mittlerweile einem prozesshaften Kulturverständnis und damit neuen Fragen und Themen zugewendet hat. Von diesen Verschiebungen ausgehend, stellte Leimgruber die Frage nach der konkreten Verantwortung des Faches und formulierte die Notwendigkeit zur Artikulation eines adäquaten kulturwissenschaftlichen Kulturbegriffs innerhalb der Debatten besonders um die Alpenkonvention. Der Bedeutungszuschreibung konkreter Regionen und Orte widmeten sich die Beiträge von Johanna Rolshoven (Zürich) und Ullrich Kockel (Bristol). Während Kockel am Beispiel dreier irischer Städte – Galway, Derry/Londonderry und Cork – die heterogene Nutzung und politische Inanspruchnahme der unterstellten „Authentizität“ kultureller Merkmale und kulturellen „Erbes“ zu demonstrieren suchte, führte Rolshoven das Auditorium in die Provence. Zur Untersuchung eines solchen Raums mit unklaren Rändern schlug sie den Begriff „Landschaft“ vor, der auf ein kulturelles Zeichensystem und Bedeutungskonzept verweist, statt des auf die administrative Einheit und politische Praxis zielenden Begriffs „Region“. Das Landschaftsbild stationärer und temporärer Gruppierungen aufzeigend, eröffnete die Referentin den Blick für die unterschiedlichen Bestimmungen, Verschiebungen und Repräsentationen der Provence, die im Zuge eines allgemeinen Strukturwandels bis in die 1970er Jahre zu verzeichnen sind. Rolshovens Ausführungen illustrierten, wie regionale Ethnografie mit Gesellschaftsdeutungen



zu verknüpfen ist, indem sie den Zusammenhang zwischen symbolischen Zuschreibungen und den ihnen zugrunde liegenden gesellschaftlichen Prozessen offen legte.

Die Kategorie Ort wurde auch am Nachmittag in zwei Sektionen verhandelt, wobei zunächst unter der Leitung von Konrad Vanja (Berlin) exemplarische Fallstudien zum Thema „Raum – Identitäten“ zu hören waren: Am Beispiel einer ostdeutschen Gemeinde, des Ökodorfes Brodowin, fragte Leonore Scholze-Irrlitz (Berlin) nach der kulturellen und sozialen Dimension volkswirtschaftlicher Transformationsprozesse hin zu einer modernen nachhaltigen Landwirtschaft. Den Zusammenhang zwischen Frömmigkeit und regionaler Identität thematisierte Sönke Löden (Dresden) am Beispiel des Erzgebirges, das angesichts wachsender Konkurrenz der Regionen die Konstruktion und Inszenierung des Bildes einer „Traditionsregion“ erkennen lässt. Dabei konzentrierte sich Löden vor allem auf die Bedeutung religiös motivierter Sprachbilder und Vorstellungen innerhalb dieses Diskurses. Und Katharina Eisch (Frauenau) analysierte am Beispiel des bayerischen Frauenau die Veränderungen der Glasarbeiterkultur in ihrer Bedeutung für die Region und reflektierte besonders methodische Möglichkeiten einer prozessualen, multiperspektivischen und visuell fundierten Ethnografie.

Ging es in dieser Sektion allgemein um Fragen regionaler Identität, so stand in einer parallel abgehaltenen Sektion das Thema „Urbanität und Raumkultur“ unter der Leitung von Ueli Gyr (Zürich) im Vordergrund. Gyr selbst eröffnete die Sektionsbeiträge mit einem Vortrag zur bemerkenswert anwachsenden Festivalkultur von Städten – am anschaulichen Beispiel zahlreicher Großereignisse in Zürich bildhaft in Szene gesetzt. Entgegen sozialwissenschaftlichen Deutungen erkannte er Festivals nicht als neue Strategie der Städtepolitik und allgemein neuen Ausdruck von Urbanität an, da sie nur Teile der Stadt betreffen und weniger von dieser als vielmehr von partikulären Gruppen getragen würden. Statt dessen plädierte Gyr für einen erweiterten Festivalbegriff, der dem Show- und Eventcharakter des Geschehens Rechnung trägt (Festivals als Lifestyle) und die Bedeutung von Festivals für die Stadtentwicklung und als Innovationspotential nicht überschätzt. Urbanität als Verhaltens- und Wahrnehmungsdispositiv war der Gegenstand von Andrea Hausers (Bremen/Halle) Vortrag. Theoretisch inspiriert, zeichnete sie die Wahrnehmungen des Urbanisierungsprozesses am Beispiel der Stadt Halle/Saale zwischen 1860 und 1914 nach, wie sie sich in Selbstaussagen von Halleschen Frauen und Männern sowie in den Konstruktionen der Stadtplanung abzeichnen. Damit untermauerte sie ihre These, dass heutige Spannungen in der damaligen Entwicklung von der Provinzstadt zur industriellen Großstadt ihren Ausgangspunkt haben. Ausgehend von einem relationalen Raumverständnis, als dynamisches Feld von Diskurs und Handlung

verstanden, zeigte Hauser zugleich die performative (Neu-)Formierung der Geschlechter auf und stellte damit eine in anderen Beiträgen zum Stichwort „Ort“ auffällig in den Hintergrund gedrängte Kategorie in den Mittelpunkt der Analyse. Die Umwertung von Stadträumen bzw. die diskursive Aushandlung von Leitbildern aufzuzeigen, war auch das Anliegen von Emil Hansen (Oslo), der den Imagewandel des ehemaligen Osloer Arbeiterviertels Grünerløkka im 20. Jahrhundert nachzeichnete und als lokalen Spiegel globaler wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Transformationsprozesse deutete. Als vierter Referent eröffnete Manfred Omahna (Graz) die Diskussion über das Ineinanderwirken von Lokalität und Globalität, indem er am Beispiel von Shopping Centers die emotionale Aufladung von Gegenständen der globalen Ökonomie als Praxis der Lokalisierung beleuchtete.

Der damit anvisierte Globalisierungsdiskurs bildete den Hintergrund für zwei am kommenden Tag, 7. Okt., abgehaltene Panels, organisiert von Beate Binder (Berlin) und Franziska Becker (Marburg). Auch hier wurden Ortsbezüge und -aneignungen an ethnografischen Beispielen reflektiert, wobei die Frage nach Mechanismen der Bedeutungszuschreibung in einer globalisierten Welt den expliziten Referenzrahmen bot. Am Morgen standen im ersten Panel, „Fragile Räume – Ortsbezogenheit und Mobilität“, Untersuchungsfelder im Mittelpunkt, an denen Orte oder Menschen in Bewegung geraten und die aufzuzeigen vermögen, wie unter den Bedingungen verstärkter Mobilität Ortsbezüge entstehen: Peter Lenhart (München) widmete sich den von Marc Augé theoretisierten Nicht-Orten und zeigte am Beispiel von Flughafen, Bahnhof und Raststätten in und um München Strategien der Besetzung und Bedeutungszuschreibung für unterschiedliche Nutzergruppen auf. Asta Vonderau (Berlin) dokumentierte anhand empirischen Materials von „berufsreisenden Experten“, dass die Bedeutung von Lokalität bzw. eines Zuhauses mit wachsender Mobilität keineswegs abnimmt und geläufige Dichotomisierungen von mobiler Globalität und stabiler Lokalität zu revidieren seien. Vielmehr sei Lokalität als fortwährender Prozess und aktive, reflexive Leistung der Akteure zu begreifen. Franziska Becker (Marburg) arbeitete am Beispiel der Grenzstadt Görlitz konkurrierende und unterschiedlich einflussreiche Bedeutungszuschreibungen des Ortes mit heterogenen Referenzen auf Geschichte bzw. „cultural heritage“ heraus, die sie in lokale Zusammenhänge stadtpolitischer Imagebildung und massiver Abwanderung sowie in überlokale Prozesse einbettete. Alle drei Beiträge ließen sich als Gegenbelege zur vielzitierten These vom „Verschwinden des Ortes“ verstehen und deuteten zugleich an, dass sich die fokussierte „Fragilität“ vom Subjekt aus gesehen als Erfahrungskategorie aufzulösen scheint.

Die Stadt als Referenzpunkt rückte im thematisch und zeitlich anschließenden Panel wieder in den Blick, wo „Angeeignete Orte – Identitätsstiftende Strategien im

globalisierten urbanen Raum“ das Thema stellten. Am Beispiel der Berliner Trabrennbahn – aufgezeigt von Ina Dietzsch (Berlin) – und den räumlichen Praxen von „New Entrepreneurs“ in Frankfurt am Main – illustriert von Silke Streets (Darmstadt) und Georg Bastian (Frankfurt a.M.) – wurden Bedingungen und konkrete Strategien der Aneignung, Rechtfertigung und Herstellung städtischer (Erlebnis-)Räume herausgearbeitet. Beate Binder (Berlin) fokussierte die Berliner Mauer bzw. unterschiedliche Mauer-Denkmale und befragte ihre Tragweite als Identifikationsorte. Im Ergebnis wurde hier deutlich, dass sich der Grad der eigenen Beteiligung an geschichtlichen Prozessen, Wissen und Erfahrung auf die Akzeptanz öffentlicher Inszenierungen von Geschichte auswirken, die um so aufwendiger werden, je erfahrungsferner die Inhalte sind. In den Diskussionen dieser beiden Panels wurden grundlegende Überlegungen zur Bestimmung der Kategorien „Ort“ und „Raum“ angestellt, wobei besonders die neue Qualität gegenwärtiger Ortsbezüge kritisch befragt und die Notwendigkeit unterstrichen wurde, den Begriff „Globalität“ gerade in Hinblick auf die empirische Forschung zu präzisieren.

Die Panels und Sektionen zum dritten Stichwort, „Arbeit“ nämlich, das sich von den mehr theoriegeleiteten Kategorien „Ort“ und „Körper“ unterschied, zeichneten sich – thematisch bedingt – durch eine starke Reflexion des subjektiven Erfahrungsgehalts von Arbeit unter den sich ändernden Bedingungen ab. Unter Leitung von Johannes Moser (Dresden) wurden am Montagmorgen, 6. Okt. 2003, Veränderungsprozesse, die durch Technisierung, neue Berufe und/oder neue Arbeitsorganisation hervorgerufen werden, thematisiert: Gerlinde Malli (Graz) untersuchte die Arbeitsbedingungen in der Modebranche und stellte hierfür die wachsende Bedeutung des Körpers als berufliche Ressource für Verkäuferinnen heraus: Die Tatsache, dass statt gelernter Qualifikationen das Erscheinungsbild eine immer wichtigere Rolle spielt, beleuchtete sie im generationalen Zusammenhang, indem sie anhand empirischer Materials die unterschiedlichen Konsequenzen für „junge“ und „ältere“ Verkäuferinnen aufzeigte. Jutta Buchner-Fuhs (Kiel) analysierte anhand der Technisierung in der Landwirtschaft in den 1950er und 1960er Jahren den komplexen Prozess der Aneignung neuer Technologien, der zahlreiche Brüche und Verwerfungen erkennen lässt. Und Sabine Eggmann (Basel) gelang es, ihr empirisches Beispiel der „Velokuriere“ an die zentralen Begrifflichkeiten des Kongresses rückzubinden und zu zeigen, welche Rolle Ort, Arbeit und Körper in einem körperbetonten Dienstleistungsbereich spielen, in dem Arbeit und Freizeit verschwimmen, sich gewohnte Hierarchien auflösen und weniger die konkreten Orte als die sie verbindenden Wege Prägekräfte sind.

Transnationale Fragen zum Arbeitsbegriff bezog die von Bernd Jürgen Warneken (Tübingen) geleitete Sektion „Arbeitsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat“ mit ein, die

sich schwerpunktmäßig auf die (innereuropäische) Wanderung von Menschen und Ideen konzentrierte. Christine Hellermann (Lissabon) referierte am Beispiel osteuropäischer, illegaler Einwanderung nach Portugal über die Migrationserfahrungen junger Frauen, die Chancen der Arbeitsgesellschaft zu nutzen suchen. Klaus Schriewer (Beniaján) thematisierte das wohlfahrtsstaatliche Phänomen der Altersmigranten – besonders in Form der Migration Deutscher nach Murcia/Spainien und deren Identitätsstrategien. Thomas Winkelmann (Kiel) fokussierte anhand der Diskussionen um den Vorbildcharakter des skandinavischen Wohlfahrtsstaates 1960-1980 die Ausbreitung von Arbeits- und Wohlfahrtsmodellen innerhalb Europas, wie sie sich in westdeutschen Publikumszeitschriften finden. Im Plenum wurde hierzu die Frage nach der Vorbildfunktion „erfolgreicher Nachbarn“ in Geschichte und Gegenwart diskutiert. Die Diskussionen zu den anderen Vorträgen hingegen regten Erweiterungen der Analyse an, indem zum ersten Fallbeispiel ein Blick auf die Informationspolitik und uneinheitlichen Interessen von Migrationsnetzwerken und im Falle der Altersmigration die Reflexion objektiver und subjektiver Europäisierung empfohlen wurde.

Explizit auf die wissenschaftliche Arbeit konzentrierte sich am letzten Kongressstag, 8. Okt. 2003, das von Rolf Lindner (Berlin) organisierte Panel zum Thema „Wissenschaft als Kulturbetrieb“. Es erhob die Frage nach der schwindenden Halbwertszeit wissenschaftlicher Leitideen sowie die auf die Erfordernisse des beschleunigten Kulturbetriebs ausgerichtete Wissenschaft zum Thema und traf damit auf so großes Interesse, dass die Veranstaltung in das Audimax verlegt werden musste. Nach einem performativen (selbst schon vom Kulturbetrieb gezeichneten) Einstieg, bei dem Lindner zur Musik der Byrds eine Vielzahl von sich „überstürzenden“ Paradigmenwechseln der letzten Jahre (linguistic turn, cultural turn, interpretative turn usw.) anachronistisch anmutend anhand von Overhead-Folien vergegenwärtigte und das Panelthema umriss, präsentierten die Referenten Helmut Berking (Darmstadt), Lutz Musner (Wien) und Martin Scharfe (Marburg) ihre Thesen. Berking reflektierte die Bedingungen, unter denen neue, von außen kommende soziologische Leitbegriffe in die Wissenschaftssprache Einzug halten und Bestandteil des nach wie vor nationalstaatlich gerahmten Wissens werden. Im Ergebnis mahnte Berking angesichts ständiger Paradigmenwechsel und sich ändernder Leitbilder und -begriffe (nach dem Motto „Wer sich mit dem Zeitgeist vermählt, wird schneller bekannt“) zu einer neuen Aufmerksamkeit gegenüber etablierten Begriffen und Konzepten. Musner schloss direkt an diese Überlegungen an, indem er die Ökonomie des akademischen Feldes umschrieb: Im Sinne des Feuilletons „populäre“ Wissenschaftler wie Peter Sloterdijk erschienen dabei als Effekt-orientierte Wortkünstler in Abhängigkeit vom Markt, der Aufmerksamkeit und soziale Anerkennung verschafft.

Direkt auf die Volkskunde/Europäische Ethnologie zielte schließlich der Beitrag von Scharfe ab, der zu „Selbstzweifeln“ aufforderte und die Überprüfung für sicher gehaltener Wissensbestände anmahnte. Dabei argumentierte er gegen die Reduktion des Menschen (und der Forschung) auf einen leiblosen Körper und das Bewusstsein. Als Hinweis zur methodischen Umsetzung dieses für eine empirische Wissenschaft herausfordernden Programms plädierte Scharfe mit deutlicher Kritik an der „Verfloskelung“ für die „wissenschaftliche Tugend der Vermutung, Andeutung und Ahnung“. Die auf die Tragfähigkeit gegenwärtigen wissenschaftlichen Arbeitens abzielenden Vorträge führten zu einer (kurzen) kontroversen Diskussion über die fachliche Relevanz und Konsequenzen der Aussagen. Gerade mit Blick auf die habitualisierte Selbstkritik der Europäischen Ethnologie/Volkskunde und die Reflexion ihrer Forschungspraxis fand die geäußerte Grundsatzkritik zwiespältigen Anklang.

Außerhalb der referierten Veranstaltungen zu den Kongressstichworten „Ort, Arbeit, Körper“ standen an diesem Vormittag noch drei weitere Blöcke zur Auswahl, die zeitgleich mit Lindners gut besuchter Veranstaltung abgehalten wurden. Das „Panel der Studierenden“, organisiert von Nadine Wetzel (Jena) und Martin Wedeking (Münster), bot Einblicke in unterschiedliche Projekte sowie Diskussionsmöglichkeit und fand gerade unter studentischen Kongressteilnehmerinnen und -teilnehmern Anklang. Daniela Stemmer und Eva-Maria Ameskamp (Münster) stellten hierin ein Ausstellungsprojekt des Seminars für Europäische Ethnologie in Münster vor, das Sauberkeit und Hygiene auf dem Land im 19. und 20. Jahrhundert zum Thema hatte. Anna Cordes, Hanna Knorr und Stefanie Kremer (Berlin) berichteten aus einem Projektstudium über Zeitarbeit als Beispiel für neue Arbeitswelten in einer transformierten Ökonomie, und Stephanie Böß (Bamberg) sprach über ihre Magisterarbeit zum Wandern als Freizeitbeschäftigung am Beispiel der Volkswandertage.

Parallel fand unter der Leitung von Ruth E. Mohrmann (Münster) eine Forschungssektion statt, in der Ulrich Hägele (Tübingen) aus vergleichender Perspektive über die Etablierung der Fotografie in den 1960er Jahren in der DDR-Volkskunde und in der französischen Ethnologie sprach und Unterschiede wie Gemeinsamkeiten in der visuellen Methodik herausarbeitete. Im Anschluss stellte Timo Heimerdinger (Kiel) „Theatralität‘ als heuristisches Modell für die Volkskunde“ vor, wobei er die Dimensionen Inszenierung, Performanz, Korporalität und Wahrnehmung in Anlehnung an Fischer-Lichtes Theatralitätskonzept als Erkenntnishilfen für die volkskundliche Erforschung des „Alltags als Theater“ vorschlug. Rainer Alsheimer (Bremen) referierte über ein neues Projekt der Volkswagenstiftung Hannover und der Universität Bremen zur Norddeutschen Mission in Westafrika, deren Archiv einen reichhaltigen Materialkorpus für den Zeitraum zwischen 1847 und 1939 bietet. Sein

praxisnaher Bericht bot plastische Einblicke in die Projektarbeit als Zusammenwirken von wissenschaftlicher Forschung, musealer Arbeit und organisatorischen Bemühungen (Finanzierung).

Das ebenfalls zeitgleich veranstaltete „Offene Fenster“, moderiert von Christoph Köck (München), bot Nachwuchswissenschaftlern die Gelegenheit, aktuelle Forschungsvorhaben und Projekte vorzustellen. Um neue Sichtweisen auf die Dinge und auf „Sachkultur“ ging es in den Vorträgen von Nicholas Eschenbruch (Berlin) und Alexa Färber (Berlin), deren Entwürfe besonders in Hinblick auf Praktikabilität für die Museumsarbeit kontrovers diskutiert wurden. Eschenbruch konnte in seinem Vortrag zum Thema „Krankenpflege. Überlegungen zum Gebrauch greifbarer und weniger greifbarer Artefakte“ mit einem kontextualisierenden Ansatz in Anlehnung an Michael Cole versteckte Handlungsstrukturen im Krankheits- und Pflegeprozess offen legen. Und Alexa Färber brachte ein Beispiel für die von Tschofen eingeforderte Ethnografie des Konkreten, als sie in ihrem Vortrag „Wie lebendig ist materielle Kultur? Fragen an Dingkonzepte in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde“ ausgehend von der Konzeption des Wissenschaftsanthropologen Bruno Latour Dinge als „Aktanten“ betrachtete, die ein „Netz von Aktionsprogrammen“ auszulösen vermögen. Abschließend stellte Christian Rüter (Berlin) die virtuelle Fachbibliothek Ethnologie „evifa“ ([www.evifa.de](http://www.evifa.de)) vor, mit der ein wichtiger Grundstein zu einem umfassenden Informations- und Kommunikationsnetz in den ethnologischen Fächern gelegt wird.

Ein Gesamtfazit für einen so vielschichtigen, interdisziplinär und international ausgerichteten Kongress zu ziehen, fällt nicht leicht – und entsprechend unterschiedlich war die Resonanz unter den Teilnehmenden. Gleichwohl kann schon die Zahl der rund 650 Teilnehmenden, die sich gegenüber den vorausgehenden Kongressen etwa verdoppelt hat, als Erfolg des Treffens bzw. als Bestätigung des Interesses am Fach und am Austausch verbucht werden. Als positives Signal ist vor allem der Zuspruch der fachlichen „Basis“ hervorzuheben. Der dgv-Kongress fand unter Studierenden auffällig viel Anklang, die rege an den unterschiedlichen Sektionen, Panels und Plenarveranstaltungen teilnahmen. Eine Studentin aus Hamburg sprach für viele, als sie den Kongress für „studierendentauglich“ erklärte. Angesichts der stetig prekärer werdenden hochschulpolitischen Rahmenbedingungen sollte die Bedeutung dieses Interesses von Seiten zukünftiger Generationen von Europäischen EthnologInnen/VolkskundlerInnen nicht unterschätzt werden.

Was die mehrfach befragte und problematisierte politisch-gesellschaftliche Relevanz der tagenden Disziplin anbelangt, wurden ebenfalls Akzente gesetzt: Ausgehend von der unzweifelhaften Bedeutung und Verantwortung des Faches für Fragen regionaler Kultur kam es zu einem Treffen von 14 Vertreterinnen und Vertretern

unterschiedlicher Institute, die sich über Kooperationsmöglichkeiten im Themenbereich „Region, Kultur, Innovation“ austauschten. Dabei wurde auch ein Arbeitstreffen mit Personen aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft anvisiert.

Mit einem engagierten Stab an Mitwirkenden hat das Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt Universität eine hervorragende Organisation zustande gebracht, die dankend zu registrieren ist. Die Umstrukturierungen der Kongressgestaltung fanden weiten Zuspruch: Besonders die Einführung von Panels, die Gelegenheit zu thematischer Verdichtung und konzentrierter Reflexion einer gemeinsamen Frage bieten, hat viele Teilnehmende überzeugt. Es ist zu hoffen, dass diese Arbeitsform – parallel zu Sektionen, in denen Einzelbeiträge unter einem übergeordneten Thema umklammert werden und dennoch mehr für sich stehen als die Klärung eines gemeinsamen Anliegens zu verfolgen – auch bei zukünftigen Kongressen wie 2005 in Dresden beibehalten wird. Ein Novum stellte auch die Auslagerung der Exkursionen aus den Vortragstagen dar. Dies mag zwar den Nachteil geringeren Zuspruchs erkennen lassen, ermöglicht andererseits eine inhaltliche wie zeitliche Konzentrierung und Verdichtung des Vortragsprogramms, die vielfach begrüßt wurde.

Inhaltlich fällt das Fazit differenzierter aus. Im Ergebnis haben die Vorträge und Diskussionen zu den Begriffen Ort, Arbeit und Körper erwartungsgemäß weder das vielfach befürchtete Verschwinden des Ortes noch des Körpers bestätigt, wengleich die Verflüchtigungsthese für beide Begriffe oft diskutiert wurde, und auch das vermeintliche „Ende der Arbeitsgesellschaft“ erwies sich als wenig weiterführendes Schlagwort. Stattdessen wurden Facetten sichtbar, wie und unter welchen Bedingungen diese Kategorien konkrete Bedeutung erlangen und welche methodischen Problemlagen zu ihrer Erforschung sich in der spätmodernen Gesellschaft stellen.

Darüber hinaus bleiben drei Eindrücke haften: Bemerkenswert war zum einen das Nebeneinander der Schlüsselbegriffe des Kongresses. Dabei hätte mit dem Untertitel „Ethnografie europäischer Modernen“ eine gemeinsame Perspektive zur Befragung von Ort, Arbeit und Körper bereitgestanden, die in den Sektions- und Panelvorträgen indes erstaunlich selten expliziert und umgesetzt wurde. Auch die Plenarvorträge konzentrierten sich zumeist nur auf eins der Stichworte (Ort, Arbeit, Körper, Europa, Moderne oder Ethnografie), die letztlich oft bezugslos nebeneinander standen. Die notwendige Syntheseleistung bleibt folglich der Nachbereitung des Kongresses vorbehalten.

Zum Zweiten schien nach wie vor das Interesse am Besonderen und Spannenden, an herausragenden Veränderungen und Umbrüchen zu überwiegen gegenüber Untersuchungen „banaler Alltäglichkeit“ (Lenhart). Das Genlabor und die Transit-

räume jedoch stellen als aktuell vielbeachtete Forschungsfelder neue Fragen an eine Disziplin, die sich „Bagatellen“ und der „Lust aufs Ganze“ verschrieben hat.

Drittens schließlich und damit zusammenhängend deuteten sich theoretische und methodische Schwerpunktsetzungen an, bei denen spezifische fachliche Zugänge und Fragen in den Hintergrund zu rücken scheinen: Zum einen war die historische Argumentation und Forschungspraxis – wie vielfach moniert wurde – bei diesem Kongress unterrepräsentiert. Zum anderen dominierte mitunter die Hinwendung zu symbolischen Welten, zu Deutungsvorlagen und Wissensbeständen, die aufzudecken zweifelsohne eine zentrale Aufgabe des Faches ist. Dass der Untertitel „Ethnografie europäischer Modernen“ jedoch längst nicht in gleichem Maße auch die Alltagspraxen und die Erfahrungsdimension problematisierte und keineswegs immer handelnde, erlebende und deutende Subjekte erkennen ließ, mag dennoch erstaunen, appelliert doch der Begriff Ethnografie gerade an diese Stärken des Faches. In den Plenarvorträgen wurde – der Vortragssorte gemäß – die Erfahrungsdimension mehr eingeklagt (Hauschild, Hengartner) oder im Rahmen möglicher Ansatzpunkte für die Forschung demonstriert (Johler) als empirisch aufgezeigt, und auch in den Diskussionen kam sie vor allem auf der persönlichen Betroffenheitsebene zur Sprache. Dass die Konzentration auf diskursive Aushandlungsprozesse von Bedeutungen in spätmodernen und modernen Gesellschaften und damit auf Vorlagen für Erfahrung auch eine Folge der Themenstellung ist, zeigte sich am Stichwort „Arbeit“, dessen Beiträge sehr viel stärker subjektive Erfahrungsdimensionen erkennbar machten. So lässt der Berliner dgv-Kongress mit Spannung auf die Themenwahl für das nächste Treffen in Dresden blicken.

## Abrechnung für das Geschäftsjahr 2003\*

<b>A.</b>	<b>Kontostand am 01.01.2003:</b>	<b>EURO</b>	<b>1.319,56</b>
<b>B.</b>	<b>Einnahmen:</b>		
	1. Mitgliedsbeiträge/Spenden	EURO	2.674,45
	2. Verkauf TOP/Publikationen	EURO	530,05
	<b>Gesamt:</b>	<b>EURO</b>	<b>3.204,50</b>
<b>C.</b>	<b>Ausgaben:</b>		
	1. Herstellung/Druck/Vertrieb TOP	EURO	2.199,13
	2. Internetpräsenz	EURO	59,88
	3. Porti/Büromaterial/div. Leistungen	EURO	478,19
	4. Bankgebühren	EURO	68,92
	<b>Gesamt:</b>	<b>EURO</b>	<b>2.806,12</b>
<b>D.</b>	<b>Saldo:</b>	<b>EURO</b>	<b>398,38</b>
<b>E.</b>	<b>Kontostand am 31.12.2003:</b>	<b>EURO</b>	<b>1.717,94</b>

Kiel, den 15. April 2004

Thomas Winkelmann

\* Es ist zu berücksichtigen, dass in dem Geschäftsjahr 2003 Forderungen und Verbindlichkeiten aus 2002 die Bilanz veränderten. Genauso wurden zum Teil Forderungen und Verbindlichkeiten aus 2003 in 2004 übernommen. Diese Positionen werden zugunsten der Überschaubarkeit nicht ausgewiesen.

## Buchbesprechungen

*Kurt Dröge (Hg.): Spanschachteln. Sammler und Sammlungen (= Materialien und Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens, H. 34). Cloppenburg (Museumsdorf Cloppenburg) 2003, 150 S., zahlr. Abb.*

Bereits 1986 hatte der Herausgeber eine umfassende Monographie über bemalte Spanschachteln vorgelegt. Da im selben Jahr auch Mechthild Wiswe ein Buch zu diesem Thema veröffentlichte, sah es so aus, als sei das Thema für die Forschung praktisch abgeschlossen. Inzwischen sind jedoch eingehende Untersuchungen an den Objekten selbst wie an ergänzenden Quellen angestellt worden. Der vorliegende Band, Begleitbuch zu einer Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg, zeigt Richtungen auf, in denen sich die Arbeiten als lohnend erwiesen haben.

In seinem einführenden Aufsatz berichtet Kurt Dröge über Lothar Pretzells (1909–1993) in jahrzehntelanger Arbeit erstellte Spanschachtel-Kartei. Bei der Darstellung der jüngeren Forschungen liegt der Schwerpunkt auf den um und kurz nach 1800 entstandenen Schachteln. Nicht zuletzt konnten mehrere thüringische Schachtelmaler, über die man freilich gern etwas mehr erführe, namhaft gemacht werden.

Aus der Feder Dröges stammt auch der den Band abschließende, 61 abgebildete Vertreter umfassende Katalog einer der größten privaten Sammlungen bemalter Schachteln. Ein weiterer, von Tobias Bäumer erstellter Katalog erfasst den einschlägigen Bestand des Museumsdorfes Cloppenburg. Diesem Katalogteil ist eine Übersicht über die Bestände der Museen im Weser-Ems-Gebiet vorangestellt.

Arnold Beuke sucht nach der Herkunft der in Nordwestdeutschland seltenen Vertreter des Berchtesgadener Typs, von denen sich einige auch in Niedersachsen erhalten haben. Als mögliche Hersteller kann er lutherische Glaubensflüchtlinge aus der Fürstpropstei Berchtesgaden namhaft machen. Mehrere Handwerker aus diesem Kreis, darunter auch Schachtelmacher, wurden nach 1732 in Hannoversch Münden angesiedelt.

Einer einzelnen Schachtel, die sich in besagter Privatsammlung befindet, hat sich Karen Ermete zugewandt. Die Besonderheit des in den 1720er Jahren entstandenen Behältnisses liegt in der Darstellung biblischer Themen: Den Deckel zieren König Salomo und die Königin von Saba; auf der Zarge sind die Vertreibung aus dem Paradies und vier weitere Darstellungen zu sehen, in denen die Verfasserin Illustrationen des Hohen Liedes erkennen möchte.

Zu den dichtesten Beiträgen des ganzen Bandes gehört der Aufsatz von Marion Schmidt, die für eine Diplomarbeit als Restauratorin vier Spanschachteln aus dem

Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück eingehend untersuchte. Neben Aufschlüssen über verwendete Materialien, Farbaufträge und Holzarten gibt der Beitrag auch wichtige Hinweise für den schonenden Umgang mit den Objekten. Überhaupt macht der Beitrag deutlich, daß es für die Sachkulturforschung unverzichtbar ist, sich auf einen intensiven Austausch mit sachkundigen Restauratoren einzulassen. Auf die in der Forschung zunehmende Bedeutung naturwissenschaftlicher Bestimmungshilfen verweist neben den Ausführungen Marion Schmidts schon der Umstand, daß sich mehrere Beiträge des Bandes auf dendrochronologische Gutachten stützen.

Alles in allem vermittelt das Buch gute Einblicke in die jüngeren Entwicklungen der Forschung und den Bestand innerhalb einer Region. Hervorzuheben sind nicht zuletzt die ansprechenden, von Gwendolin Schwarz erstellten Photographien.

*Thomas Schürmann*

*Ulrich Lange (Hg.), Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Neumünster 2003, 814 S., zahlr. Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen, Grafiken und Karten.*

Die Neuauflage eines Werkes, das schon bald nach seinem erstmaligen Erscheinen ein Standardwerk zu nennen war, ist anzuzeigen. Ulrich Lange hat sich die Arbeit gemacht, die „Geschichte Schleswig-Holsteins“ von 1996 in Zusammenarbeit mit der Gruppe der einzelnen Autorinnen und Autoren zu verbessern, zu aktualisieren und nicht zuletzt auch zu erweitern. Das Buch spannt einen Bogen vom Paläolithikum bis zur Jetztzeit und berücksichtigt innerhalb dieses weiten Rahmens vielfältige Aspekte, technische sowohl wie geografische, politische wie wirtschaftliche und kulturelle – künstlerische, aber auch alltagsweltliche. Mit rund achthundert Seiten ist die Fassung des Werks dabei immer noch eine konzentrierte geblieben. Der Grundaufbau ist mit der ersten Auflage identisch. Die großen, chronologisch gegliederten Kapitel werden durch Exkurse aufgelockert, die Einblicke in vor allem kreatives Wirken geben: Architektur, sakrale und profane Kunst oder Gärten werden beispielhaft vorgestellt.

Hier sollen vor allem die neu hinzugekommenen Teile berücksichtigt werden. Es handelt sich dabei um Erweiterungen die jüngere Vergangenheit betreffend: ein Kapitel von Silke Göttisch-Elten und Nils Hansen zu „Modernisierungen der Lebenswelten in Schleswig-Holstein vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert“, um

Kapitel von Karl-Heinrich Buhse zur Energiewirtschaft und von Jürgen Hartwig Ibs zur Bundeswehr als Wirtschaftsfaktor. Darüber hinaus hat Ulrich Lange den Abschnitt des verstorbenen Kurt Jürgensen über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wesentlich und umfangreich um neue Aspekte erweitert.

Unter den Stichworten Wohnen und Freizeit, Nahrung und Kleidung werden in dieser Auflage endlich auch volkskundliche Perspektiven auf die Geschichte Schleswig-Holsteins geworfen. Nils Hansen vollzieht die Entwicklung von Privatsphäre in der Kleinfamilie nach, die je nach sozialem Milieu ihre Wohnwelt mehr oder weniger ausgeprägt zum Repräsentationsgegenstand macht. Technische Neuerungen wie die Verfügbarkeit von Strom und Gas, geschlossene Herde oder fließendes Wasser im Haushalt werden auf ihre Auswirkungen auf das Kochen, die Hygiene oder Ansprüche an den Wohnkomfort betrachtet. Die Trennung von Wohnen und Arbeiten zieht die Ausformung einer Freizeit nach sich, die in Vereinen, Schrebergärten und Gaststätten verbracht wird, mit dem Betreiben von Steckenpferden oder mit Feierlichkeiten, deren Anlässe sich nach 1871 durch Nationalfeiertage mehrten. Die Vermehrung von Freizeit lässt auch Urlaube zu, die ab Beginn des 19. Jahrhunderts zuerst vornehmlich an den Küsten, später auch in binnenländischen Regionen Schleswig-Holsteins gemacht werden.

Von der Beschreibung der traditionellen Kost und der Tischgemeinschaft und deren Wandlungen handelt das Teilkapitel Silke Göttisch-Elten. Änderungen in der Landwirtschaft ziehen eine Verbesserung der Ernährungslage nach sich, „neue“ Lebensmittel wie die Kartoffel oder Produkte aus den Kolonien verändern die Gerichte wie auch neue Konservierungsmethoden oder Vorschläge aus Kochbüchern. Neben den Neuerungen steht aber auch die Festschreibung des Traditionellen, also zum Beispiel regionaltypischer Gerichte in eigenen Rezeptsammlungen. Die Stilisierung einer Region durch Speisen spiegelt sich in der durch Kleidung, durch Tracht, wider. Göttisch-Elten unterscheidet die städtische und die ländliche Kleidung und geht auf deren Annäherung ein, die spätestens mit Einführung der Konfektionsware vollzogen ist. Auch Landbewohner tragen die unauffällige bürgerliche Kleidung zumindest sonntags. Mädchen erhalten vermehrt und systematisch Handarbeitsunterricht und erlangen damit nicht nur Kompetenzen, sondern fügen sich auch in ein Rollenbild, das im Bereich der Kleidung für die Frau besonders aussagekräftig am Beispiel des Korsetts wird.

Der Beitrag von Ulrich Lange – in dem sich auch die Kapitel von Buhse und Ibs zur Energiewirtschaft und zur Bundeswehr finden – setzt mit der Flüchtlingsproblematik nach dem Zweiten Weltkrieg ein, behandelt Themen wie Nahrung, Wohnraum, Arbeitsplätze, Verkehr und Mobilität, Tourismus, Verwaltung, die Landwirtschaft als besonders bedeutsamen Wirtschaftszweig für Schleswig-Holstein, aber

eben auch die speziellen Bedingungen eines Küstenlandes. Die beschriebenen Entwicklungen in den Bereichen Handel und Industrie, Mobilität, Kommunikation und Bildung sowie Verwaltung mögen dagegen eher in anderen Bundesländern sehr ähnlich gewesen sein. Immer wieder gelingt Lange die Verschränkung von Politik und alltagsweltlicher Reaktion; die Schwerpunkte liegen allerdings deutlich auf Strukturen und übergreifenden Prozessen. Alle Themen erhalten eine Kritik, auch die Aktivitäten von einzelnen Vertretern der Parteien, die immer nüchtern bleibt und den Leser keineswegs manipuliert. Die Darstellung ist daten-, das heißt auch zahlen-gesättigt und zum Teil sogar bis ins Jahr der Drucklegung aktuell.

Für das gesamte Buch gilt, dass es sich um eine durchweg gut lesbare Darstellung handelt. Die „Geschichte Schleswig-Holsteins“ ist aufgrund der ausgezeichneten Register (Personen-, Orts- und Sachregister) sehr wohl auch als Nachschlagewerk nutzbar und bietet reichhaltige Abbildungen in Form von Karten, Grafiken, historischen Fotos, Zeichnungen oder farbigen Gemäldewiedergaben in meistens sehr guter Qualität. Man muss schon suchen, um etwas bekritteln zu können, und selbst dann sind es vernachlässigbare Kleinigkeiten wie einige Ungereimtheiten in der Umstellung auf die neuen Rechtschreibregeln oder die Frage, welchen Zweck die Beigabe einer CD-ROM haben soll, auf der sich neben einiger im Band abgedruckter Abbildungen auch der Umschlag des Buches in verschiedenen Dateiformaten befindet. Auch wenn es wieder 4 cm weniger im Bücherregal bedeutet, lohnt sich die Anschaffung und vor allem die Lektüre der zweiten Auflage der „Geschichte Schleswig-Holsteins“ zweifellos.

Nina Hennig

Johanna Rolshoven (Hrsg.): „Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers ...“. *Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes*. Marburg (Jonas-Verlag) 2003, 158 S., zahlr. Abb.

„Zwischen Rand und Zentrum, zwischen Innen- und Außenraum, eigen und fremd, Leben und Tod verkehrt sich die Ordnung. Es offenbart sich das Eigentliche einer Gesellschaft, ihr Regelwerk.“ Mit diesem Satz wird auf der Rückseite des Buches an das Thema des von Johanna Rolshoven herausgegebenen Sammelbandes herangeführt, es geht um das „Dazwischen“, um Übergänge und Grenzüberschreitungen verschiedener Art. AutorInnen unterschiedlicher Provenienz beschäftigen sich aus geistes- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven mit der Liminalität. Zunächst

nähert sich die Herausgeberin selbst in ihrer Einführung mit kulturwissenschaftlichen Überlegungen dem Thema des Übergangs und gibt einen Überblick über die Beiträge der Publikation. Es folgt der theoretische Beitrag von Astrid Nettling, die westliche und östliche Philosophien vergleichend betrachtet, und den Übergang als Phänomen und Grundthema beider Traditionen beleuchtet. Den Übergang zwischen Innen und Außen erörtert Detlev Ipsen anhand der Ränder von Städten. In neun Randbemerkungen erörtert der Autor die inneren und äußeren Stadträder, die seiner Meinung nach die zentralen Prinzipien der Stadt widerspiegeln würden. „Insgesamt verbirgt sich in der Korrespondenz von Rand und Stadt“, so Ipsen resümierend, „eine Dialektik der Modernisierung, die sich zwischen Differenzierung und Überlagerung, Verwertung und Entwertung, Veränderung und Persistenz bewegt“ (S. 48). Michael Widmer beschäftigt sich in seinem Beitrag mit den Papierlosen, den illegalen Einwanderern in der Schweiz, die aufgrund der Migrationspolitik gezwungen werden, die illegalen Zwischenräume als Lebenswelt zu erfahren. Widmer geht bei seinen Ausführungen auf die rechtliche, ökonomische und soziale Situation der „Sans-Papiers“ ein. Mit dem Raum zwischen Leben und Tod setzt sich Martin Scharfe auseinander. Da die Menschen den Tod nicht akzeptieren wollten, wurde die Figur des Wiedergängers geschaffen, der sich in gewisser Weise in der derzeitigen Diskussion über das Klonen wiederfindet, da es bei beiden Modellen um eine Art „ewigen Lebens“ geht. Scharfe spricht in diesem Zusammenhang von der „Wiederkehr des Wiedergängers“ (S. 84). Die französische Ethnologin Colette Pétonnet untersuchte anhand einer „freischwebenden Methode“ zu Beginn der 1980er Jahre den Pariser Friedhof Père-Lachaise, um aufzuzeigen, wie dieser Ort als öffentlicher Park und Stätte der Volksbildung genutzt wurde. Die Besucher sammelten anhand der Grabstätten Informationen zu Wissenschaft und Kunst, zugleich diente der Friedhof als soziale Begegnungsstätte, die dort aufeinandertreffenden Personen können als eine Art lebendiges kollektives Gedächtnis betrachtet werden. Anhand eines hessischen Dorfes zeigt Susanne Kolbe in ihrem Artikel den Übergang zwischen dem Fremden und dem Eigenen auf. Kultur ist Kolbe zufolge die Auseinandersetzung mit dem Fremden, die sie anhand der Entwicklung eines Arbeiterbauerdorfes hin zum touristisch attraktiven Kurort exemplarisch und phasenhaft ausführt. Christoph Köcks Beitrag berichtet von den Beobachtungen einer im Sommer 2000 stattgefundenen einwöchigen Exkursion des volkskundlichen Instituts der Universität München nach Mallorca. Köck schildert hierbei sowohl Grenzerfahrungen (vor allem) jugendlicher Touristen als auch die von Senioren, die auf der Mittelmeerinsel ihren Lebensabend bestreiten. Zielt die Grenzerfahrung der Jugendlichen insbesondere auf dem Weg in das Erwachsenwerden auf allerlei Grenzüberschreitungen mit zum Teil karnevalesken Zügen, so üben sich die erwachsenen Gäste in einer beson-

deren Form der Sorglosigkeit und des demonstrativen Freizeiterlebens. Die Baleareninsel erwies sich als eine Landschaft der ausgeprägten Grenzen und Grenzerfahrungen. Auf Mallorca zeige sich, so Köck, „ein destilliertes Stück Europa in einem Zustand grenzenbestimmter Milieuviefalt“ (S. 124). Moderne Hexengeschichten sind das Thema von Manuela Barth und Barbara U. Schmidt. Die Autorinnen untersuchen, inwieweit moderne Hexenerzählungen und -verfilmungen wie beispielsweise Harry Potter, Sabrina und W.i.t.c.h. Identifikationen und produktive Konzepte zur Übergangsphase des Erwachsenwerdens junger Frauen liefern. Dabei konnten die Autorinnen einerseits die Figur der starken Hexe eruieren, die die Ansprüche der Mädchen nach Selbstverwirklichung, Stärke und Autonomie repräsentiert, andererseits Figuren ermitteln, die traditionelle Gendernormen widerspiegeln „und für Mädchen nicht mehr beanspruchen als einen Helden zum Bewundern“ (S. 140). Als Orientierungshilfen eignen sich beide Konzepte in der weiblichen Adoleszenz nur sehr begrenzt. Im zehnten und letzten Beitrag des Bandes reflektiert Susanna Hauser in ihrem aus einer ästhetisch gelenkten Perspektive argumentierenden Essay den Begriff der Transparenz, den sie anhand von architektonischen Beispielen erörtert. Die Transparenz, die sich auf die Struktur und die Wahrnehmung der Architektur bezieht, suggeriert eine Grenzenlosigkeit und Offenheit, die die Frage der Grenzen selbst in Frage stellen.

Zusammenfassend betrachtet beinhaltet der Sammelband insgesamt zehn höchst unterschiedliche und stimulierende Beiträge, die zur Reflexion über die sozialen Ränder anregen und den Blick auf die Zwischenräume richten. Gerade die Heterogenität der Untersuchungsgegenstände zeigt die Vielschichtigkeit der Übergänge. Johanna Rolshoven bemerkt in ihrer Einleitung, dass sich die Volkskunde „als Spezialistin der Alltagsbetrachtung [...] im Laufe ihrer Fachgeschichte eine gewisse Virtuosität in der Entdeckung des Peripheren, des scheinbar Nebensächlichen und seiner eigentlichen zentralen Bedeutung entwickelt“ hat (S. 11). Diese Stärke wird insbesondere in den Beiträgen deutlich, in denen neben theoretischen Reflexionen auch der ethnologische Blick auf die Akteure gerichtet wird.

*Thomas Winkelmann*

*Wolfgang Steusloff: Kirchen-Schiffsmodelle in Mecklenburg-Vorpommern. Rostock (Hinstorff Verlag) 2003, 152 S., 105 farb. Abb., 1 Karte.*

Schiffsmodelle in Kirchen sind in fast allen europäischen Küstenländern und besonders häufig im Ostseeraum zu finden<sup>1</sup>. Vor allem in Dänemark, wo es mehr als 1000 Modelle geben soll, erhalten die Kirchen bis heute immer wieder solche Schenkungen von privater Seite. Dass auch den Kirchen in Mecklenburg-Vorpommern in den letzten Jahren vermehrt neue Schiffsmodelle gestiftet und die älteren sorgfältig restauriert und gepflegt wurden, zeigt Wolfgang Steusloff in seinem neuesten Buch. Nachdem er bereits 1981 und in zweiter Auflage 1990 „Votivschiffe. Schiffsmodelle in Kirchen zwischen Wismarbucht und Oderhaff“ veröffentlichte, legt er nun eine aktualisierte, gründlich überarbeitete und sehr ansprechend gestaltete Neuauflage über die Schiffsmodelle in den Kirchen Mecklenburg-Vorpommerns vor. Der Band ist ganz ähnlich wie die Zusammenstellung von Anngret Pods „Votivschiffe im Königreich Dänemark und in den ehemaligen Herzogtümern Schleswig und Holstein“ (Rendsburg 1988) in einen Textteil mit einführenden Bemerkungen und einen Katalogteil gegliedert. Verzichtet wurde auf einige in den früheren Auflagen noch sehr detaillierte schiffbaugeschichtliche und bautechnische Erläuterungen. Stärker im Vordergrund stehen nun die fotografischen Abbildungen, die die Schiffsmodelle in Nahaufnahmen zeigen. Sie sind sehr gut gelungen, aber vielleicht hätten einige Fotos von der Gesamtsituation in einzelnen Kirchenräumen zur weiteren Veranschaulichung beitragen können. Zu Beginn seiner Ausführungen setzt sich Steusloff mit dem Begriff „Votivschiff“, der besser durch die Bezeichnung „Schiffsmodell“ ersetzt werden sollte, und den im schriftlichen Bereich zum Teil bis ins hohe Mittelalter zurückreichenden Überlieferungssträngen auseinander. Er weist auf die große Bedeutung der Kirche als Repräsentationsraum hin, beschreibt die Merkmale der Schiffsmodelle und erläutert ihre Funktionen als Schmuck der Kirchen und Ausdruck kirchlicher Verbundenheit, als Mittel der standesbewußten Selbstdarstellung von Seeleuten und Fischern sowie als Zeichen der Erinnerung an bestimmte Personen und Ereignisse. Die Entwicklung der Modelle speziell in den Kirchen Mecklenburg-Vorpommerns von der frühen Neuzeit bis heute wird in chronologischer Abfolge unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Schiffstypen, der Erbauer, Stifter und Schenkungsmotive geschildert. Im anschließenden Katalog stellt Steusloff die insgesamt 62 heute noch vorhandenen Schiffsmodelle anhand von kurzen Beschreibungen und Fotos vor. Die inzwischen verloren gegangenen Modelle, immerhin 33 Stück, listet er mit den wenigen erhaltenen Informationen zu ihrer Geschichte im

<sup>1</sup> Diese Besprechung erschien auch in: Kieler Blätter zur Volkskunde, 35 (2003), S. 171-172.



Anhang auf. Eine zweite Liste enthält die von Wolfgang Rudolph auf dem Stand von 1933 dokumentierten, heute zumeist nicht mehr vorhandenen Kirchen-Schiffsmodelle in Hinterpommern, West- und Ostpreußen. Ein weiterer Anhang bietet eine sehr interessante, seltene Quelle, nämlich den Bericht des Matrosen Johann Suhrbier von 1861 über die von ihm selbst vorgenommene Anfertigung und Schenkung eines Modells an die Kirche zu Rostocker Wulfshagen. Ein Literaturverzeichnis und eine Karte der Orte mit Kirchen-Schiffsmodellen in Mecklenburg-Vorpommern schließen das schöne, allen wissenschaftlich Interessierten wie auch breiteren Leserschichten gleichermaßen sehr zu empfehlende Buch ab.

*Nils Hansen*